

*Erich Rinka*

MEIN  
SPREEWALD  
BUCH

SLUB Dresden

28 8

a

2791

Mar 1







ERICH RINKA • MEIN SPREEWALDBUCH



ERICH RINKA

# MEIN SPREEWALDBUCH

Mit Aufnahmen des Verfassers



---

SACHSENVERLAG DRESDEN 1954



Umschlag- und Einbandentwurf: Wolfgang Mattheuer

Copyright 1954 by Sachsenverlag Dresden · Liz.-Nr. 429-345/1/54 · Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany · Archiv-Nr. 4030

Die Wiedergabe der Karte auf Seite 19 erfolgte mit Genehmigung des Mdl der DDR Nr. 1580

Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211



Still fließt die Spree. Ruhig, beinahe lautlos gleitet der flache Kahn auf ihrem welligen Rücken. Er folgt dem Lauf eines der vielen Fließe, in denen die Wasser der Spree die Wiesenründe durchfurchen.

Flach sind die Ufer. Starke Pappeln und schlanke Erlen streben zu riesenhaften Höhen, reihen sich zu rauschenden Alleeen. Es singt und klingt aus Baum und Busch.

Silberhell blinkt der Wasserlauf. Er spiegelt dunkles Gestrüpp und Wurzelwerk. Und die Zweige einer alten Weide wehen den Geruch von Schilf und Gras darüber.

Ein hoher Himmel wölbt sich über das sonnige Wiesenrund. Laub wiegt sich im Wind, und melodisch tönt der Ruf des Pirols durch die Stille des tiefen, weiten Landes.

In weichen Bögen folgt Windung auf Windung. Erlen gleiten vorüber, sonnige Lichtung umfängt uns und das Grün von tausend Gräsern. Schmale Halme neigen sich, ihre Spitzen liegen auf dem Wasser, grüne Pfeile, in die Ferne zielend, die nur der Strom erreicht.

Es gluckst im Wurzelgeflecht einer Weide, die ihren gewaltigen hohlen Leib zum Wasser dreht. Durch das Dach der Zweige fallen Sonnenstrahlen, zeichnen die borkigen Rundungen des Stammes, aus dem dunkle Asthöhlen über das Wasser schauen. Ein Blättchen löst sich vom Baum, flattert zum Fluß, ein schlankes Schiffchen segelt zum Meer.

Kähne tauchen vor uns auf, breit beladen mit Gras. Grußworte zerflattern im Wind.

Ein junger Baum, umrankt von dürren Hopfenzweigen, wacht am Eingang eines Grabens, der schnurgerade ins Wiesenland zweigt. Fettig grüne Wasserpflanzen breiten sich auf seinem Spiegel, ein Reiher erhebt sich vom Rand, Flügelschläge rauschen, und wie ein Schatten streicht der scheue Vogel über bergende Wipfel.

Ein Kahn, schmaler noch als der unsere, zieht vorüber. Wir sehen in die freundlichen, aufmerksamen Augen eines Postboten, der nur kahnfahrend die verstreut liegenden Gehöfte erreicht. Rhythmisch hebt und senkt er die lange Ruderstange. Er steht aufrecht; mit kräftigen Stößen lenkt er zugleich das Fahrzeug durch das Wasser, das sich am breiten Bug bei jedem Stoße bricht. Wasserwege sind die einzigen im Inneren des Landes. Über uns schwingt sich eine Bekassine. Flatternd kurvt sie in den Lüften, steigt und läßt sich lustig meckernd fallen.

Ein Kahn liegt am Ufer vertäut. Eine dunkle Insel erhebt sich aus dem Grün, junge Erlen schmiegen sich an den Saum. Zwei Menschen, Bauer und Bäuerin, graben gebückt

das Land, Stich um Stich. Die blanken Spaten blitzen und ebnen die schwarz glänzende Erde zu neuem Wachstum. Fruchtbarkeit atmen die frischen Beete. Schuppengleich fügen sich die Schollen am Ackerrand aneinander.

„Jedes Stück Acker im Spreewald ist Menschenwerk“, sagt unser Begleiter, „in schwerer Arbeit errungen. Der Graben dort gab dieses Land. Spatenstich um Spatenstich holt es sich der Spreewälder hervor.“ Nach einer Weile fügt er hinzu: „Man gewinnt auch durch Baggern Sand aus den Fließen und schüttet ihn auf den rigolten Wiesenboden. Als man einst den Urwald rodete, entstand nur Wiesenland.“

Schweigend fahren wir bisher, beglückt von der Schönheit des heimatlichen Landes. Jetzt hören wir auf die Worte des Freundes, der als Lehrer sein ganzes Leben am Rande des Spreewaldes verbracht hat.

„Uralt ist der Spreewald.“ Der Blick des alten Mannes weist in die Runde: „Schauen Sie, flach wie ein Tisch ist der Horizont. Als die Gletscher der Eiszeit schmolzen, bahnte sich das Wasser einen Weg zum Meer. Der Spreewald liegt in einem dieser Urtäler, dem Baruther Urstromtal. Langsam verlief sich das Wasser, es blieb ein großer, flacher See. Sehen Sie, wie heute noch alles wächst und wuchert.“

Lange, dunkelgrüne Halme legen sich über den Uferrand, als silbern glitzernde Bänder wallen sie herunter und füllen das seichte Innere des Bogens, den Kahn und Fließ eben beschreiben. „So üppig wuchsen auch damals Wasser- und Sumpfpflanzen und füllten immer höher den seichten Seeboden. Sand und Schlamm bildeten bald flache Inseln. Diesen Boden eroberten Farne, Gräser, Sumpfsträucher, Erlen. Überschwemmungen bedeckten weite Strecken mit Sand und zwangen Gräser und Sträucher, immer höher zu wurzeln. Es bildete sich ein Flachmoor, und eine Torfschicht legte sich ebnend auf den alten Talboden.“

Jahrtausende später wölbten sich die Kronen von Erlen und Eschen, Rüstern und Eichen über dem Land, der Spreewald war ein undurchdringlicher Urwald, von Wisent, Elch und Auerochs, Hirsch und Bär, Wildschwein und Wolf bevölkert.

Wieder begegnet uns ein Kahn, gesteuert von einer Frau, groß, schlank und anmutig, wie die meisten Spreewälderinnen. Auf einem Häufchen Heu sitzt ein kleines Kind im Kahn und schaut mit großen, dunklen Augen zu uns herüber.

„Und die Menschen?“

„Menschen müssen früh hierhergekommen sein, schon zur mittleren Steinzeit. Noch heute geht in mancher Familie im Spreewald ein Steinbeil von Generation auf Generation, von der Frau des Hauses gehütet. Fragen Sie einmal nach in Burg oder in Leipe, bei Buchans oder Kosmaks oder in einer anderen alten Familie. Früher verband sich wohl

damit der Aberglaube, daß dieser ‚Donnerkeil‘ vor Blitz und Donner schütze. Gehauen und geschliffen wurde er von Menschen, die in Urzeiten am Rande des Spreewaldes lebten.“ Schneller strömt nun das Wasser in einem geradegelegten Fließ. Deutlich hebt sich, erkennbar an Art und Farbe des Grasses, die etwas tiefere Lage des ehemaligen Flußlaufes ab, der nun Wiese wird.

„Die Spree ist die Mutter des Landes.“ Von den Fingern des Lehrers rollen Wassertropfen, die seine hagere Rechte spielerisch schöpfte. „Sie bringt mit ihren zahllosen Armen Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit. Aber sie bringt auch Schaden, es gab unzeitige Hochwasser, die ganze Ernten vernichteten. Oft bahnte sie sich neue Wege, ließ alte verkrauten und setzte den Sand ferner Berge auf den moorigen Grund der Wiesen.“

In einem seichten, schmalen Arm bewegt sich das Fahrzeug nur langsam vorwärts. Sog behindert die Fahrt. Vom modrigen Untergrund steigen Blasen hoch, wenn die Ruderstange sich hineinsenkt. Der Fährmann arbeitet schwer. „Der Teufel pflügte einst die Spree“, beginnt er nach einer Weile zu erzählen, als der Kahn wieder leicht die schnelleren Wasser eines Kanals hinabgleitet. „Er pflügte mit zwei großen schwarzen Ochsen und lautem Gebrüll. Das ging sehr schwer, die Ochsen kamen nicht recht vom Fleck. Da nahm der Teufel seine Mütze und warf sie nach den Ochsen. Die sprangen kreuz und quer herum, und darum ist die Spree so krumm.“

„Unsere Brüder in der Oberlausitz wissen eine andere alte Geschichte“, fährt der alte Lehrer fort. „Der Riese Sprjewnik schuf die Spree. Als er die Stadt Budyšin erbaut hatte, schoß er vor Freude einen Pfeil in die Luft. Der fiel in den Lausitzer Bergen nieder und stak sehr tief darin. Als man ihn herauszog, entsprang eine Quelle – die Quelle der Spree.“ Auf den Wiesen flimmert Wärme, kühl weht es vom Wasser her. Ein kleiner Fisch springt aus dem Naß, winzige Wellen verbreiten sich. Flügelklatschend steigt ein Entenpaar hoch, schwirrt rasch ins Weite.

Kähne, beladen mit Gras in großen Bündeln, kommen uns entgegen. Freundlich klingt der Gruß eines alten Bauern herüber. „Burg Kauper“ lesen wir an seinem Kahn. Herzlich und doch fremdartig ist der Grußwechsel „Pomagaj Bog“ und „Bog žěkuj“. Dem raschen Gespräch, das sich entspinnt, können wir nicht folgen.

Eigenartig, wir hören fremde Zungen, und es sind doch unsere Menschen, die sie reden. Uralt und schön wie der Spreewald selbst ist diese Sprache, weit trägt das Wasser den Schall, es klingt deutlich auch aus den sich entfernenden Kähnen herüber.

„Der alte Bramka freut sich, daß das Vieh wieder gutes Gras bekommt. Er war knapp mit dem Futter in diesem Winter. Da sorgt sich der Bauer und schimpft. Aber“, die Augen unseres Freundes zwinkern vergnügt, „polne nosydla jano šćerkotaju – nur die volle Kiepe

knarrt. Sechs Stück Vieh hatte der Alte ehemals im Stall, jetzt hat er zehn – so hat er nicht ohne Stolz geantwortet.“

Baumreihen und Gestrüpp teilen die Wiesen, die wir durchfahren, in große Rechtecke. „Das alles, fast der ganze Spreewald zwischen Burg und Lübbenau gehörte früher dem Grafen Lynar“, erläutert uns der Fährmann, „aber bearbeitet wurden die Wiesen von Bauern. Oft ging so eine gräfliche Wiese von Generation auf Generation in einer Bauernfamilie. Aber es war Pachtland, das der Bauer hegte und pflegte, und es fiel oft schwer, den Pachtzins aufzubringen. Jetzt ist, wie überall bei uns, auch hier der Boden aufgeteilt.“

„Erzählen Sie uns von Ihrer Muttersprache“, bitten wir.

„Wir haben hier noch unsere alte Sprache“, sagt der Fährmann, „wir sind das so gewohnt.“

„Das ist Sorbisch?“

Nein, hören wir, das ist Wendisch. „Was ist der Unterschied?“

Da lächelt der alte Lehrer. „Es gibt keinen“, sagt er. „Nur – das eine ist richtig und das andere nicht. Aber man ist hier seit Jahrhunderten gewohnt, ‚Wendisch‘ zu sagen, weil die amtlichen Stellen, die Zeitungen, die Kirche und die Schule immer und immer wieder von ‚Wenden‘ und ‚Wendisch‘ sprachen. In unserer Sprache aber heißen wir nicht Wenden, sondern Serby, Sorben.“ Und leise, mit etwas zittriger Stimme zwar, aber doch fest und warm, stimmt der alte Herr ein sorbisches Heimatlied an:

Rědna Lužyca	Schöne Lausitz,
Spšawna psijazna	redliche, freundliche,
Mojich serbskich wošcow kraj,	meiner sorbischen Ahnen Land,
Mojich glucnych mysłow raj,	meiner glücklichen Gedanken Paradies,
Swěte su mě twoje strony.	heilig sind mir deine Fluren.

Man hört den langjährigen Chorlehrer heraus, aber noch mehr die Begeisterung für die eigene, die sorbische Sache. Offenbar kennt auch der Fährmann dieses Lied, er nickt dazu: „Das ist Wendisch.“

Wendisch, sagt der Fährmann. Dabei weiß er genau, wie herabsetzend im nationalistisch verseuchten Deutschland die Bezeichnung „Wenden“ geworden war, welch schimpflichen Klang die Worte „wendischer Pinnak“ oder „Stockwende“ hatten.

Die heutige Stellung der Sorben aber kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß sich die Bezeichnung Sorben im deutschen Volke inzwischen längst durchgesetzt hat.

„Fluß-, Flur- und Ortsnamen, auch die meisten Familiennamen, sind bei uns sorbisch“, beginnt der Lehrer von neuem. Er nennt die Namen der Fließe: An der Kongoa (Konkowa)

stiegen wir in den Kahn, an der Werboa (Werbowa) entlang, den Strenkel (Strěnkul), die Totzke (Tock) hinunter fuhren wir, durch die Tsitotsischtscha (Tšitocyšća) . . .

„Und wie heißt dieser Wasserlauf?“ Soeben durchschneidet unser Kanal das Bett eines alten Fließes. Dessen Strömung wendet sich rasch dem schnelleren Wasser des Kanals zu, am Weiterlauf des Fließes aber zögert sie, wühlt eine Sandbank auf und folgt träge der alten Richtung. „Das ist die Leipsche Grobla (Lipjanska grobla), sie kommt von der Mutniza (Mutnica) herüber. Alle Fließe hier haben alte, sinnvolle Namen. Mutniza, das heißt trübes Wasser, Totzke klares Wasser oder besser Wasserfurche; sie strömt auch schneller. Aber die Nazis haben alles umgetauft. Die Gnila (Gnila) heißt jetzt Landgraben . . .“

Vergebens suchen wir uns auf der Karte zu orientieren, sie enthält nur noch deutsche Namen, die Totzke heißt Neue Spree, viele Fließe sind namenlos.

\*

Wir haben ein altes, abgegriffenes Buch zur Hand: Schulenburg, Wendisches Volkstum, Berlin 1882. Der Verfasser lebte, forschte und lernte drei Jahre ununterbrochen im Spreewald. „Es ist eine anmutige und schöne Sprache“, schreibt er über das Spreewälder Sorbisch, „die, weil sie jahrhundertlang nur unter Landleuten sich fortpflanzte, eine große Frische und Vertraulichkeit sich bewahrt und die andere wendische Mundarten durch eigentümliche Reize übertrifft . . .“

Der Kanal zieht sich wie ein Strich in die Ferne, im Erlendom darüber wispert der Wind mit tausend Zungen. Es klackt und schwabbert unter der Kahnspitze, als erzählte auch das Wasser aus der Vergangenheit, wie die Stimme des alten Lehrers, der eben berichtet: „1427 wurde die sorbische Sprache im Meißner Land verboten; in Leipzig, in den Elster- und Muldelanden schon 100 Jahre früher. Die Lausitz gehörte damals zur Krone Böhmens. Das war ein gewisser Schutz, denn man sprach hier nur sorbisch, und man brauchte die Menschen, die deutsche Oberschicht war denkbar dünn. 500 Jahre später jedoch“, unser Begleiter betrachtet einen Augenblick ernsthaft die feine Äderung eines Blattes, das er aus dem Wasser fischte, und wirft es zurück, „am 19. Mai 1941 verbot das Evangelische Konsistorium von Brandenburg den letzten Gottesdienst in unserer Muttersprache in den Spreewälder Gemeinden Dissen (Dešno) und Sielow (Żyłow) . . .“ Aber der Faschismus verbot nicht nur die sorbische Sprache, er wollte die Reste des sorbischen Volkes überhaupt ausrotten. Drüben an der Mutniza, wo sich das uralte Fließ durch den sumpfigen Saum von Wald und Wiese windet, haben wir ein einsames Grab gesehen. Ein Holzkreuz verwittert dort im

Schatten des Erlenwaldes, es mahnt an die Kriegsfurie, die der Faschismus auch über diese stille Ebene schickte. Zufluchtsstätte, ein sicherer Hort in Zeiten der Gefahr war der Spreewald von jeher mit seinem Waldesdickicht und dem Gewirr von Wasserläufen. Er bot den Menschen Schutz in unzähligen Kämpfen und Kriegen. Aber gegen die Bestie Faschismus half seine Unzugänglichkeit nicht.

Auf den Wiesen reihen sich kugelige Werftsträucher aneinander, ballen sich zu dichtem Gestrüpp. Ein Täuber gurrte im Oberholz. Mächtige Pappeln liegen gefällt am Ufer. Grashalme wedeln über die weißen Scheiben der geschnittenen Stämme. „Kleine Streichhölzer werden aus diesem großen Baum“, sagt unser Freund. „So stark wie diese Pappeln war einst auch unser Volk, von der Saale bis zur Oder klang die sorbische Zunge. Heute sind wir nur noch wenige, und viele der Unsrigen möchten ihr Sorbentum verbergen wie Streichhölzer in der Schachtel.“ – „Dazu ist kein Grund“, bemerken wir, „gerade heute nicht mehr. Erst jetzt können sie sich allseitig frei entwickeln.“

Schweigend und aufmerksam ist der Fährmann unserem Gespräch gefolgt. Seine sehnigen Hände handhaben geschickt die lange Ruderstange, eine starke Nase springt aus seinem hageren Gesicht. Seine Augen sind die eines Jägers, wenn sie über das grüne Rund wandern. Die Worte des alten Herrn scheinen mehr ihm als uns zu gelten: „Das ist das Erbe einer schlimmen Vergangenheit, daß unsere Menschen ihr Volkstum als etwas Hinderliches ansehen. Als eine Besonderheit, die Schaden bringt und gar keinen Nutzen und die man darum verbirgt und ableugnet. Hier unser Freund Gomola“, und nun wendet er sich direkt an den Fährmann, „mit seinem Jungen spricht er sorbisch. Er selbst ist bei mir in die Schule gegangen, er konnte damals nur Sorbisch, aber seinen Jungen will er jetzt nur noch Deutsch lernen lassen.“

„Mit Deutsch kommt man durch die Welt“, antwortet der Fährmann.

„Und in der Sprache, die der Junge täglich spricht, bleibt er Analphabet, in ihr kann er weder lesen noch schreiben“, erwidert ihm darauf der Alte und wendet sich dann zu uns: „Es ist schon so: Man spricht bei uns noch die alte Muttersprache, aber man kann sie meist weder lesen noch schreiben. Jetzt haben sie die Möglichkeit, auch ein gutes Sorbisch zu lernen, aber sie nutzen sie noch nicht. Dabei gehen unsere Bauern sonst durchaus mit dem Neuen. Der kleine Gomola sitzt jetzt schon am liebsten auf dem Traktor der Maschinen- und Traktoren-Station, den sein Bruder steuert. Wir haben Meisterbauern in unseren Dörfern, Produktionsgenossenschaften bilden sich. Aber es werden noch viele Jahre vergehen, bis sich alle Sorben wieder zu ihrem Volkstum bekennen.“

Unser Kahn verläßt jetzt den breiten Kanal. Mit mächtigem Flügelschlag schwingt sich ein Storch dicht über uns, zieht einen Halbkreis über die Wiese, läßt sich nieder und

stolziert durchs hohe Gras. Ein kleiner Wald taucht vor uns auf, unter hohen Bäumen liegt ein langgestrecktes Gebäude. Wir legen an.

„Hier sind wir auf der Wotschowska“, erklärt uns unser Freund, „der Name kommt von wotšow (sprich wotschow), das ist eine kleine Erhöhung im nassen Unterland. Sie sehen, der alte niedersorbische Name trifft genau zu.“

Um ein Geringes nur erhebt sich das Land, auf dem wir stehen, über dem Wiesengelände. Buchfinken zwitschern über uns, der Lübbenauer Bürgerwald wölbt sich über der Wotschowska. Hier stand die mächtige alte Eiche, unter der im Dreißigjährigen Kriege der sorbische Pfarrer Chojnan seiner in den Spreewald geflüchteten Gemeinde predigte und das Abendmahl reichte. Graf Lynar ließ die Eiche fällen, bevor er 1852 das Land abtreten mußte. Er verfügte, daß der verehrte Baum vor dem gräflichen Kornspeicher aufbewahrt wurde – eine Zeitlang, dann wurde er verarbeitet.

An einem schattigen Gartentisch nehmen wir Platz. Ein gutgekühlter Kognak eröffnet die Mahlzeit. „Der Wende“ – der alte Herr sagt jetzt wirklich ‚Wende‘ – „liebt die Arbeit und auch die frohen Feste. Prost!“ sagt er zu uns, den Gästen, zu seinem Landsmann aber: „Ja Was wizim.“ – „Ja Was slyšym“, kommt die Antwort. Wir lassen es uns übersetzen: Ich sehe dich – ich höre dich. Nach alter Sitte trinken sich die beiden zu, und uns scheint, daß unser „Prost“ arm dagegen klingt.

Auf den traditionellen Hecht mit Spreewaldsoße müssen wir leider verzichten. Der sprichwörtliche Fischreichtum des Spreewaldes versiegte, als die Industrie sich an den Zuflüssen entwickelte und vergiftete Abwässer hinuntersandte.

Sonnenkringel bedecken die vielen leeren Tische, köstliche Ruhe liegt zu dieser Stunde auch über dem gastlichen Dach der Wotschowska. Gelangweilt klappert ein Storch auf seinem Nest. Insekten kreisen tänzelnd über der Wasserfläche.

Laute Stimmen unterbrechen die Stille. Kähne nähern sich, vollbeladen mit Gästen. Hunderttausende besuchen alljährlich den Spreewald, und der Spreewald schenkt mit vollen Händen.

Aber die ankommenden Gäste sind mehr dem Lärm zugetan. Bockbiermützen sitzen schief auf den Köpfen, mit den Händen schütteln sie blecherne Radauinstrumente. Allzuoft scheint die volle Flasche gekreist zu haben, und schmetternde Stimmen fragen die Spree, warum es am Rhein so schön sei.

Die Spree wehrt sich. Ein junger Mann springt aus dem noch gleitenden Kahn, erreicht knapp das Ufer, taumelt und stolpert zurück. Schreie und lautes Gelächter übertönen die aufklatschende Flut. Das Wasser ist nicht tief, doch Moder haftet an der Hose des Getauften. Langsam treibt eine Bockbiermütze stromab.

„Der Fremdenverkehr“, erklärt uns unser Freund sehr sachlich, „hat für den Spreewald eine große wirtschaftliche Bedeutung. Die vielen Tausende wollen versorgt sein, sie brauchen Kähne, Fährleute, Essen und Trinken, Unterkunft, Benzin, Paddelboote, Ansichtskarten und vieles andere mehr. Hunderttausende im Jahr bringen Geld in den Spreewald, und glücklicherweise haben viele auch eine andere Art, seine Ruhe und Schönheit zu genießen.“ Unsre Mahlzeit ist zu Ende. Ein Huhn hat sich dreist und vertrauensvoll daran beteiligt. Der abschließende Kognak liegt außerhalb seines Interesses. Schulenburg, erinnern wir uns, erzählt eine Anekdote aus Burg im Spreewald. Er traf dort einen alten Bauern, der gern einen aus der Flasche nahm und behauptete, aus dem Trinken mache er sich nicht viel, er höre nur das Gluckern so gern.

Der Fährmann schmunzelt und deutet auf einen Gast, der zusammengesunken an einem Tisch hockt. „Za jadnu chrapku paleńca wisa źewješ cartow“, sagt er. Sorbische Spruchweisheit: In jedem Tropfen Alkohol stecken zehn Teufel . . .

\*

Fern verklingen die Töne eines Bandoniums. Wir durchfahren nun einen der schmalen Kanäle, die das Wiesengelände zerteilen. Bis vor hundert Jahren stand hier herrlicher alter Wald. Aber aller Wald, alles Land gehörte den gräflichen Standesherrn. Immer wieder versuchten die unterdrückten Bauern und Bürger, sich dieser Fesseln zu entledigen. Ihre Empörung blieb erfolglos, bis als Folge der revolutionären Ereignisse von 1848 die Separationsgesetze auch den Grafen Lynar zwangen, 2500 Morgen des Spreewaldes abzutreten. Die Bürger von Lübbenau zahlten ihm dafür 24 000 Mark – und erhielten eine kahle Fläche. Der Graf hatte zuvor den herrlichen alten Wald schlagen lassen. Der Kanal ist eine Hauptader des Fremdenverkehrs. Auf dem Wasser begegnen wir Touristen. Einige Mädchen haben die wahrscheinlich schönen Beine mit Staubmänteln verhüllt, trotz des warmen Wetters. Aber es ist gar nicht Engherzigkeit, überm Wasser tanzen Mückenschwärme. Scherzworte fliegen von Kahn zu Kahn, rasch gleitet die kleine Gesellschaft vorüber.

Die Mutniza trägt uns nun am Hochwald entlang. Urwüchsig wachsen Schwarzerlen zu großen Höhen, wuchert Unterholz, rankt sich wilder Hopfen um die schlanken, dunklen Stämme.

Aus dem sich wiegenden, rauschenden Blätterdach fällt das Licht in spitzen Pfeilen auf die Flut. Golden flammen junge Nesselstauden, heben zartgrünes Filigran vor Schattentiefen. Betörend süßer Duft aus weißen Blütentrauben quillt über den Saum des alten Fließes.



Sein stilles Wasser wälzt faulende Blätter auf flachem moorigem Grund, deckt trüb das Geheimnis schattiger Tiefen. Hinter uns bleibt der Wald. Das Fließ verzweigt sich, nimmt erlenumsäumte Kanäle auf. Breiter wird der Lauf des Wassers, lichter werden die Ufer. Die Windungen des Fließes verlieren die Heimlichkeit, offene Wiesenweite umfängt uns. Eine Pappelreihe reckt sich am Ufer, der Wind streicht darüber hin, trägt krächzende Krähenlaute mit sich fort.

Schlank steigt ein spitzer Turm aus dem flachen Horizont, die Kirche des alten Lubnjow. Dottergelbe Sumpflumen heben ihre Köpfe, Feuchtigkeit glitzert in den niedrig gelegenen Wiesen, die einen Acker umschließen: den Barzelin (Barcelin). Gräben umziehen das Land, an den Ufern wiegen sich Weiden.

Uralt ist der Boden, den wir betreten. Vierzehn Morgen Acker erheben sich aus dem Wiesenland, junges Getreide halmt um blühende Obstbäume. Bienen summen, umgebene Erde harrt des Samens. Der Spaten des Bauern stößt zuweilen auf Scherben, Zeugen einer langen Vergangenheit.

Dieser Acker birgt Spuren zweier großer Kulturen, der Lausitzer und der Altslawischen Kultur. Der Fisch- und Wildreichtum des Spreewaldes ließ schon in frühester Zeit die Feuerstätten schweifender Jäger am Rande des Spreewaldes entstehen. Gering ist die Kunde von diesen Menschen. Dunkel bleibt die Geschichte bis in die mittlere Bronzezeit, bis sich vor mehr als 1000 Jahren vor unserer Zeitrechnung ein bedeutendes Volk mit einer hohen Kultur hier in der Lausitz findet – und von diesem Volk künden die Scherbenreste, die auf dem Barzelin ausgegraben wurden. Die Lausitz, die Spreelände waren das Zentrum der sogenannten Lausitzer Kultur, die in einer mehr als tausendjährigen Dauer auch das übrige Europa beeinflusste. Rund um den Spreewald künden Urnenfelder und Burgwälle von diesem Volk, seiner hochstehenden Töpferkunst und seinen Lebensgewohnheiten.

Der Wind streicht über den Barzelin. Am hohen Himmel spannen sich Wolkenschleier, der sich neigende Tag streut Pastellfarben auf Wiesen und Wasser. Von fern her klingt das Rollen der Eisenbahn über die feuchte Ebene. Wie der Wind in die leichten Nebelschleier über den Wiesen stößt und sie unseren Blicken freigibt, so entschleiern die Worte unseres alten Freundes das Geheimnis der Urnenfelder.

„In sandigen Böden, in der Nähe auch heutiger Siedlungen, unmittelbar am Niederrande, liegen die Fundstätten, ältere und jüngere Gräber aus dieser Zeit.“ Sein Blick folgt einem Entenschwarm, der über die Baumwipfel streicht. „Dort, am Südrand des Spreewaldes, in Stradow, liegt ein Urnenfeld, sieben bis acht Morgen groß. In jedem Grab fand sich eine große Urne, angefüllt mit Asche, umgeben von vielen kleinen Gefäßen und Geräten, wie Buckelurnen, Krügen, Schüsseln, Deckeldosen, Tassen, Töpfen, Fläschchen,

Löffeln, alles aus Ton, wie es täglich gebraucht wurde. Die Gefäße zeigen eine feine Ornamentik. Auch Waffen wurden gefunden, mehr aber bronzene Fingerringe, Schnallen, Spangen, Nadeln, Reifen und Werkzeuge, zum Beispiel Scheren und Sichel, Spinnwirtel und Steinhämmer.

Und dann haben wir die vielen Rundwälle hier in der Umgebung, bei Lübben, Ragow, Beuchow, Kittlitz, Zahsow, Zinnitz, Werben, Burg und anderswo. Die Leute sprechen von Schwedenschanzen, aber diese Burgwälle sind viel früher von dem Volk der Lausitzer Kultur aufgeschüttet worden. Sie waren Mittelpunkte ihres gesellschaftlichen Lebens, ihrer Verwaltung und ihrer Verteidigung. Später benutzten die Slawen diese Burgwälle, sie erneuerten und ergänzten sie in der altslawischen Zeit, einer neuen Blütezeit des Landes. Hier im Spreewald hatten die Lusizer (Łužycany), die unmittelbaren Vorfahren der heutigen Niedersorben, ihr Zentrum. Wir wissen, welches Los den Slawen während der Eroberungs- und Kolonisationsperiode durch die deutschen Ritterheere und Landgrafen bereitet wurde. Der deutsche Bischof Thietmar von Merseburg berichtet, daß König Heinrich im Jahre 932 Liubussua (Lubuš) belagerte und zerstörte. Liubussua war eine slawische Stadt mit einer großen Einwohnerzahl (Thietmar spricht von 10 000 Einwohnern) inmitten blühender Felder, mit zwölf Toren und einer kleinen Befestigung. Thietmar selbst kam 1012 nach Liubussua – man nimmt an, daß Liubussua das heutige Dorf Lebusa im Westen des Spreewaldes, zwischen Luckau und Schlieben, ist. Er wanderte durch die Ruinen und bewunderte die einstige Größe der Stadt. Sie erinnerte ihn mit ihren Toren und Umwallungen an die von Julius Cäsar vor Dyrrhachium aufgeführten Befestigungen. Liubussua war wie Torgau und unser Lübben ein großer slawischer Handelsplatz. Lubin, das heutige Lübben, wurde 1180 zerstört.“

So erzählt der alte sorbische Lehrer. Abendlich rauschen die Baumwipfel über dieselbe Erde, über die vor rund dreitausend Jahren das Volk der Urnen die Sichel schwang, die vor bald einem Jahrtausend die Slawen als ihre Heimaterde verteidigten.

\*

Wir passieren ein Schleusenwerk. Ein breites Wasser trägt uns flußab.

Ein Bauer steht am Rande des Fließes, die erkaltete Pfeife im Mund. Sein prüfender und, wie es uns scheint, fast sorgenvoller Blick gilt den Wiesen. Wir erfahren, als wir ins Gespräch kommen, daß er Mitbesitzer dieser Wiesen ist. Sie gehören der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Ragow. Bald beginnt die Mahd, hören wir, es wird viel Arbeit geben – „und wenig Leute!“ fügt der Bauer hinzu.

Vor uns läuft kilometerlang ein breiter Kanal in die Dämmerung. Die abendlichen Schatten decken mild die von Menschenhand veränderte Landschaft. Baumlos sind die Ufer, mager hebt sich Gestrüpp aus den Wiesen. Starr, regungslos verharren einzelne Baumgruppen. Unser Kahn durchfährt das an Niederschlägen ärmste Gebiet der Niederlausitz, den Westrand des Spreewaldes, der als Ganzes etwas weniger Niederschläge erhält als seine Umgebung, was aber durch den höheren Grundwasserstand ausgeglichen wird. Der Spreewald ist darum ein Wasserverbraucher, das heißt, die Verdunstung ist größer als die Niederschlagsmenge, und das Eigentümliche am Klima ist die ständig hohe Luftfeuchtigkeit. Der Spreewald ist mit seinen fünfzig Metern über dem Meeresspiegel gleichzeitig die tiefste Stelle der Niederlausitz.

Wir erinnern uns eines Gespräches, das wir tags zuvor mit einem Wasserwirtschaftler des Spreewaldes führten. Wir sprachen von den Schäden, die unzeitige Hochwasser verursachen, und von der Wassernot in manchen Sommern, in denen die Fließe nicht mehr befahrbar sind. „Ja“, sagte unser Wasserwirtschaftler, „die bisherigen Regulierungsarbeiten waren Flickwerk. Erst unsere Republik stellte die Mittel zur Verfügung, die man braucht, um einen großzügigen Plan zur Beherrschung des Wasserhaushaltes im Spreewald zu verwirklichen.“ Die Arbeiten haben schon begonnen, sie haben das Ziel, durch Staubecken einen umfassenden Hochwasserschutz und eine Anreicherung bei Niedrigwasser zu erreichen.

Auch die Trinkwassernot im Spreewald wird beseitigt, und ein geregelter Mittelwasserstand das ganze Jahr hindurch wird bessere Bedingungen für die Landwirtschaft schaffen. Dadurch wird sich auch der Anteil des Ackers im Wiesenspreewald erhöhen und so einen größeren Beitrag zu unserer Ernährung leisten. Wege werden den Spreewald erschließen. „Landwege?“ – „Sehr richtig, Landwege. Die Parole ist: Los vom Kahn!“ – „Das würde aber den Charakter des Spreewaldes völlig verändern“, bemerkten wir, „und die einmalige landschaftliche Schönheit wäre dahin.“ – „Sie soll ja erhalten werden“, hörten wir. „Das Gebiet Leipe – Polenzschenke – Lübbenau wird sich wenig verändern. Dort bleibt der Kahn, besonders für die Touristen, wie heute schon, seien wir ehrlich, die Trachten nur noch für die Touristen da sind.“

Wir hatten unsere eigenen Gedanken dabei. Kein Zweifel, Lastwagen auf festen Wegen sind dem Kahn tausendfach überlegen, und Gemüsekulturen für eine bessere Versorgung der Bevölkerung sind wichtiger als Schilf, in dem die Rohrdommel nisten kann. Aber wie es gilt, die Trachten nicht zu erhalten als Museumsgut oder Lockmittel für Neugierige und gern zahlende Reisende, sondern als wertvolle Bestandteile einer alten und hohen Volkskultur, so hoffen wir sicher, daß dieser große Plan auch die Erhaltung der landschaftlichen

Schönheit vorsieht und den Spreewald auch als Erholungsgebiet ausbaut. Vielleicht wird eine neue landschaftliche Schönheit gerade hier entstehen, wo noch heute Kanäle mit baumlosen Ufern den Naturfreund erschrecken.

Auch von den Wiesen, die wir eben durchfahren, sprach der Lübbener Wasserwirtschaftler, der seit dreiundzwanzig Jahren im Spreewald arbeitet. Damals bevölkerten nach seinem Bericht noch Tausende von Wildgänsen diese Wiesen. Der Birkhahn balzte im Frühjahr, die stattliche Trappe war hier zu Hause. Im Schilf brummte die große Rohrdommel. Sie alle sind verschwunden. Das Rebhuhn wurde heimischer, und der schöne blaue Eisvogel ist jetzt häufig.

Unser Kahn hat inzwischen eine lange Strecke zurückgelegt. Baumgruppen erheben jetzt ihre Häupter, Ufergehölz umfängt uns und streut Dunkelheit. Freundlich und warm tauchen die Lichter von Lübben aus der schummrig-feuchten Kühle.

\*

Kraftstrotzend wölbt sich ein Hain inmitten von Lübben, ein Rest des alten Spreewaldes. Amseln flöten in seinem tiefen Schatten. Am Wege steht ein Stein, in dem der Name der sorbischen Sagengestalt Ljuba eingemeißelt ist.

Auf einer Landzunge, die den Spreewald in zwei Teile, den Ober- und Unterspreewald, teilt, liegt Lübben, das sorbische Lubin. Hier vereinigen sich vorübergehend alle Arme der Spree zu einem einzigen. Schon früh entstanden auf dieser Übergangsstelle durch den Sumpfwald menschliche Siedlungen, und als bedeutender slawischer Handelsplatz trat die Stadt in die Geschichte. Die Schwerter deutscher Ritterheere machten aus der slawischen Kastellanei eine deutsche Burgwarte, einen ersten Stützpunkt der deutschen Herrschaft, die sich lange Zeit auf die Behauptung solcher strategisch wichtiger Punkte beschränkte. Doch das Schwert allein genügte nicht, und erst die spätere Beihilfe der Klöster, zum Beispiel Dobrilugks, ermöglichte den Markgrafen eine wirkliche deutsche Kolonisierung. In einem Werk über die Lausitz lesen wir über die Rolle alter Klöster:

„Sie teilten das Land unter allerlei Zinsen aus, sie bekamen Untertanen, und diese wurden ihnen zum Teil geschenkt oder sind ihnen zugelaufen, wenn ihre Edelleute sie gar zu sehr bedrängten.“

Die Klöster Dobrilugk und Neuzelle wurden die bedeutendsten der Niederlausitz. Im Herbst des Jahres 1212 ritt Walther von der Vogelweide im Dienst des Markgrafen Dietrich von Meißen nach dem Lausitzer Kloster Dobrilugk, um dem Abt geheime Botschaft zu bringen. Im Winter darauf, im kalten Turmzimmer der Meißener Burg, klagte er:

Wie Esau lag ich trüg in Ruh',  
mein' glattes Haar ward rauh im Nu;  
ach, süßer Sommer, wo bist du?  
Wie gern säh' ich dem Pflüger zu,  
und eh' ich länger so vom Schuh  
mich drücken ließ', wie jetzt ich's tu',  
eh' würd' ich Mönch in Toberlu!

Im Jahre 1328 gab der Abt des Klosters Dobrilugk als Herr der Stadt und des Schlosses Lübben den Gebrüdern von Lange einen besonderen Lehnsbrief über den Spreewald von Lübben bis Pretzschen. 1373 war das Kloster Dobrilugk die größte und am besten organisierte Grundherrschaft der Niederlausitz. Ihr Gebiet reichte vom linken Elbufer bei Torgau bis zum Spreewald. Ihr Wachstum, ihre Macht beruhte auf der feudalen Ausbeutung und Unterdrückung der Bauern. Denn das Los der unterjochten Bevölkerung war unter dem Krummstab nicht besser als unter dem weltlichen Lehnsherrn. Und zur sozialen Ausbeutung, zur feudalen Abhängigkeit, der auch die deutschen Siedler unterlagen, kam bei der sorbischen Bevölkerung noch die nationale Unterdrückung.

„Wenn ein Slawe gehorchen soll, muß man ihn Heu fressen lassen wie einen Ochsen und prügeln wie einen Esel“, schrieb Bischof Thietmar. Zäh war der Widerstand der sorbischen Bauern, bis aus Bauern Unfreie wurden. Wie bitter diese Zeit war, davon zeugt eine Redewendung, die damals entstanden ist und die auch heute noch hier und da scherzhaft gebraucht wird. Sie zeigt, mit welchem grimmigen Humor die von allen Gerupften ihr Los beurteilten. Auf die Frage: „Kak se śi zo – Wie geht es dir?“ pflegte die Antwort zu kommen: „Wie einer Erbse am Wege . . .“

\*

Am anderen Morgen gehen wir durch Trümmer. Eingeebnet ist der Platz, wo einst das schöne alte Rathaus stand, verschwunden sind die Bürgerhäuser ringsum.

Bürger konnte im alten Lübben, wie anderswo, nur werden, wer von „ehelicher, freier und ehrlicher“ Geburt war. Die Sorben waren nicht „ehrlicher Geburt“. Sie saßen draußen auf dem Kietz als Fischer, oder sie betrieben das „unehrliche“ Handwerk der Leineweber. Sie durften sich als Imker oder Waldbienenbauern in „Zeidler-Genossenschaften“ zusammenschließen und trugen, wie auch die übrige sorbische Landbevölkerung, einen jährlichen Zins zum Schloßhauptmann. Aber „wer eyn burger wil werden, der sal sich mit dem rath vortragen nach gnaden und danach man reich is“. Also auch Geld machte den Bürger.



Titelblatt der „Destinata“ aus dem Jahre 1738

einst die Standesherrn, streng gesondert vom Volk, die Geschicke des Landes berieten, heute abend Mozarts Sonaten für das Volk erklingen werden.

Unser Weg führt uns über einen stillen, sonnigen Hof. Wir lesen „Landesarchiv Lübben“ und entdecken kostbare Schätze. Wir blättern in einem dicken, vergilbten Band im Format eines Notizbuches, „DESTINATA LITERARIA ET FRAGMENTA LUSATICA“, „Unternehmungen der Gelehrten, und gesammlete alte auch neue zur Nieder-Lausitzischen Historie und Gelehrsamkeit gehörige Stücke“ aus dem Jahre 1738, gedruckt bei Johann Michael Driemel in Lübben. Es muß schlecht um den Ruf des Spreewaldes gestanden haben, wenn in diesem ältesten literarischen Zeugnis ein Kapitel die seltsame Überschrift trägt: „Gerettete Ehre des im Marggrafthum Nieder-Lausitz befindlichen Spreewalds.“ Man hielt diesen Wald für „inaccessible“, den „durchzugehen und zu erforschen es

Doch dünn, sehr dünn war die „eheliche, freie und ehrliche“ Oberschicht in diesen sorbischen Landen, auch dann noch, als nach heldenmütigen, jahrhundertlangen Kämpfen das sorbische Volk längst unterlegen war. Kriege und Seuchen verminderten die Bevölkerung, und der Mangel an Menschen ließ bald auch Sorben Bürger der Städte werden. Sie bezahlten es mit dem Verlust ihres Sorbentums.

Im Dreißigjährigen Krieg ging Lübben in Flammen auf, in den Apriltagen des Jahres 1645 sank mit dem tausendjährigen Reich wiederum der ganze Stadtkern in Schutt und Trümmer.

An Ruinen gehen wir vorbei. Unten an den Spreewiesen ist das Ständehaus erhalten geblieben. Durch sein schönes Renaissanceportal betreten heute wissensdurstige Söhne und Töchter der Werktätigen die Schule, die jetzt in dem alten Gebäude eingerichtet ist. Der Turm birgt ein Museum. Gut instand gehalten ist der schöne alte Rittersaal. Ein Plakat kündigt an, daß hier, wo

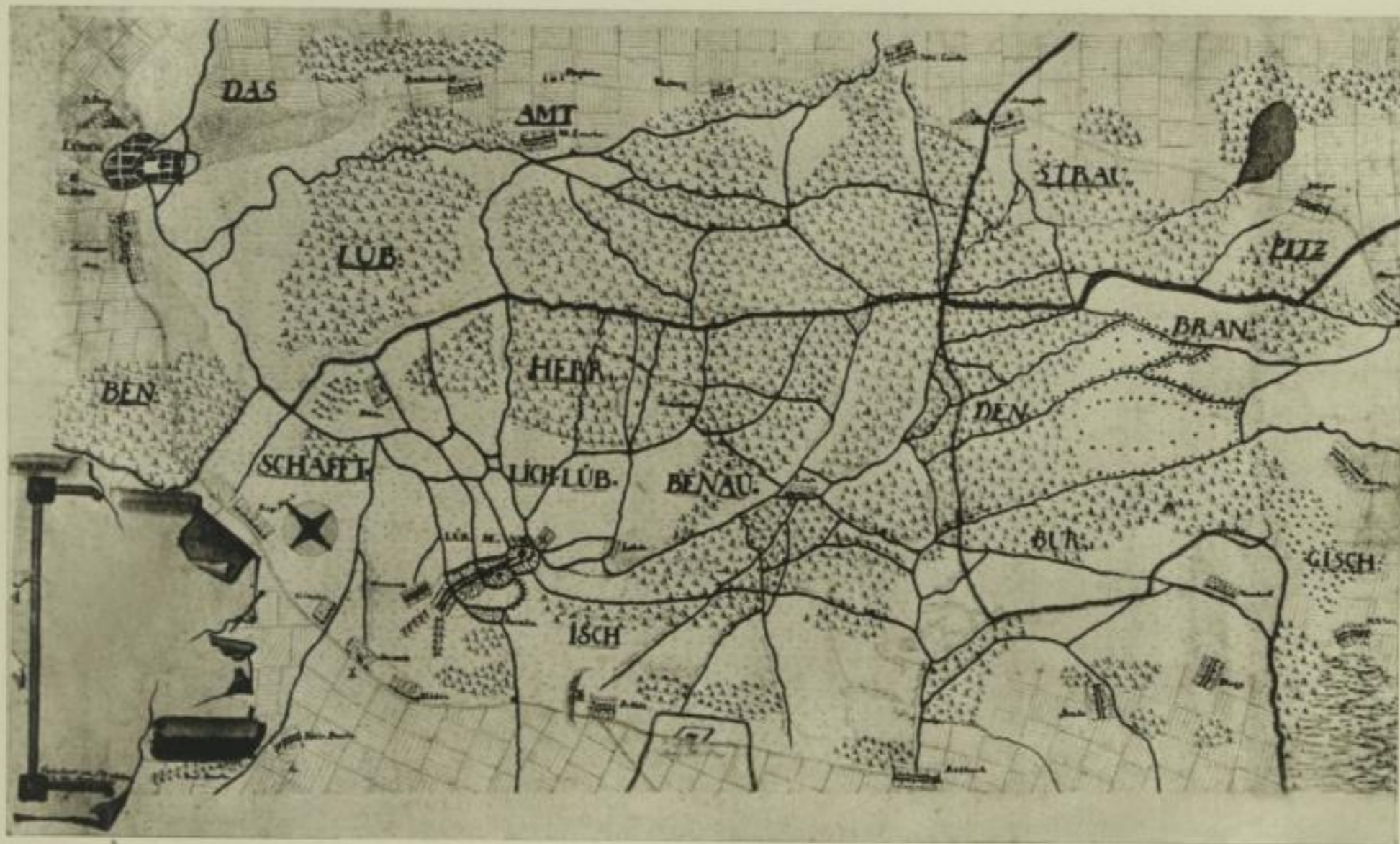
unmöglich wie unnützlich sey“. Im Paragraph 4 ist der Autor voller Zweifel: „Jetzo ist nur die Frage, ob sich's darum mit dem Spreewalde auch der Mühe verlohne, und dessen gelegenheit also beschaffen sey, daß man ihn füglich beschreiben könnte. Denn da derselbe nicht allein aus vielen Tieffen ja fast aus lauter Kaupen bestehet, sondern auch durch den Spree-Fluß in viele wege durchschnitten und in kleine Insulen zertheilet wird, . . . so scheint die Abzeichnung dieses Waldes wo nicht unmöglich, doch sehr schwer zu sein.“

1662 ließ Graf Johann Sigismund zu Lynar „auf eigene Kosten damals ihre Herrschaft Lübbenau und in derselben den Spreewald so weit sie solchen beherrschet, . . . in richtige delincation und Chartre fassen“. Damit wurde die erste Karte des Spreewaldes gezeichnet. Verschllossen aber blieben den Beherrschern die Herzen seiner Bewohner. Wir blättern weiter in den „Destinata“:

„Wie es nun gemeiniglich zu geschehen pflaget, daß man von verborgenen und nicht ohne Beschwerlichkeit zu penetrierenden Dingen allerhand unfügliche und zuweilen mysterieuse Ideen heget, so hat sichs auch mit dem Spreewald zugetragen, da einige denselben gar vor

Karte des Spreewaldes aus dem Jahre 1751.

Bemerkenswert ist die damals noch weite Ausdehnung des Waldes



einen Circenischen Zauberwald gehalten . . .“ Oder an anderer Stelle ist von der Rolle der Hexenrichter zu lesen: „. . . scharfe Inquisitiones wurden angestellt . . . ohne Erfolg . . . im Spreewald wie an anderen Orten gab es abergläubische Leute, welche von den im Heidentum hergebrachten Wendischen Gewohnheiten noch etwas erübrigt haben und sich danach zuweilen zu richten pflegen, aber doch nicht Zaubereien zum Untergang des Nächsten und Verbündnis mit dem Satan.“

Ein besonderes Kapitel widmet der Autor der „verbergung und hegung böser Leute“: „Nun ist es zwar an dem, daß in Kriegeszeiten der Spreewald hiebevorder eine Retirade abgegeben, und wissen bejahrte Leuthe zu erzählen, wie übel im Dreißigjährigen Kriege die Feinde angelaufen, wenn sie sich in solchen Wald gewaget.“

In Friedenszeiten aber pflegte das Hoch-Gräfliche Lynarsche Hofrichteramt zu Lübbenau und desgleichen die Herrschaft Straupitz die Justiz „unnachlässig“ auszuüben. Im Dreißigjährigen Krieg freilich suchte sogar die höchste Justiz Zuflucht im Spreewald, und von Michaelis 1634 bis Ostern 1635 fand auch der Lübbener Gottesdienst auf dem Wusseck im Unterspreewald statt.

Der trostlose Kanal mit seinen baumlosen Ufern, der verödete Spreewald zwischen dem Barzelin und Lübben wird vor uns lebendig, wenn wir den Worten der Destinata folgen, die den Reichtum des Spreewaldes „nicht allein an Fischen, sondern auch an Wildpreth einen so reichen Vorrat wie wenig seinesgleichen . . . vortreffliche Holzungen, auch fette Weiden benebst vielen schönen Kreutern zur Mastung“ als Grund dafür angeben, daß „deshalb kostbare und sogar mit Blut geführte Prozesse“ zwischen der Standesherrschaft Lübbenau und der Stadt Lübben geführt wurden. Fast zweihundert Jahre lang hat es blutige Fehden zwischen Lübben und Lübbenau gegeben. Der Landesvogt und der König und sogar das kaiserliche Wien mußten am 15. August 1635 eingreifen, der Spreewald wurde „gänzlich sequestriert“. „Kein Effekt“ wurde erzielt, schreibt der Autor, „bis endlich Lübben, meistens heruntergekommen und verarmt, die Sache beglichen.“

Die Macht des Grafen und Standesherrn war größer als die der landesherrlichen Stadt Lübben. Beide aber, Graf und Stadt, saßen den unterdrückten sorbischen Bauern im Nacken. Das änderte sich auch nicht, als aus dem feudalen Grafen ein kapitalistisch wirtschaftender Junker, aus Kaufleuten und Handwerkern kapitalistische Unternehmer wurden. Erst 1945 wurde es anders. Auf dem einst umstrittenen Gelände rattert heute der Traktor über die Wiesen der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft Ragow.

\*



Das Tor zum Spreewald ist Lübbenau. Am Bahnhof steht auch der alte Name der Stadt, Lubnjow. Aber auch in Lübbenau ist wie in Lübben die sorbische Sprache vergangen. Wir gehen durch Gemüsegärten, Beet reiht sich an Beet, über schwarzer Erde arbeiten fleißige Hände. Rein und mild ist die Luft, und mit ihrem leichten, aromatischen Geruch trägt der Wind von den Beeten ein Gespräch herüber: Ein Huhn hat heute ein Ei gelegt – hier hat „die Ihne eite en Hei heleht“. An der Schwierigkeit, ein anlautendes H zu sprechen, ist noch die sorbische Zunge zu erkennen.

Eine Straße zieht sich in einem langen Bogen durch die Stadt. Niedrige Bürgerhäuser stehen an der Seite. Schilder von Gurkeneinlegereien weisen auf die berühmten sauren Gurken hin. Bevor die Straße einen kleinen Platz erreicht, führt sie durch einen Torweg, durch den auch die Postkutsche ratterte, die 1854 den berühmtesten Wanderer und Schilderer der märkischen Landschaft, Theodor Fontane, in den Spreewald brachte.

Fontane besuchte in Lübbenau einen Gottesdienst. Die Predigt war sorbisch; aber die Aufgebote, die Geburts- und Todesanzeigen verlas der Prediger in deutscher Sprache. „Bemerkenswert genug“, folgerte Fontane, „die Predigt, die mehr dem Ideale dient, durfte noch wendisch sein; aber sowie es sich um ausschließlich praktische Dinge zu handeln beginnt, sowie festgestellt werden soll, was im Spreewald lebt und stirbt, wer darin heiratet und getauft wird, so geht es mit dem Wendischen nicht länger. Der Staat, der bloß mit deutschem Ohre hört und nicht Zeit hat, in aller Eile auch noch Wendisch zu lernen, tritt mit der nüchternsten Geschäftsmiene dazwischen und verlangt deutsches Aufgebot und deutsche Taufscheine.“ Aber dieser Staat nahm sich sehr wohl die Zeit, die sorbische Sprache mit deutscher Gründlichkeit zu unterdrücken. Viel ist ihm gelungen, aber nicht alles. Fontane hörte damals eine Predigt des Pfarrers Kito Stempel, der einer der bedeutendsten sorbischen Dichter war und die Hirtendichtung des Griechen Theokrit nicht nur in die sorbische Sprache, sondern auch in die Landschaft des Spreewaldes übertrug. Seine Werke haben uns den sorbischen Spreewalddialekt, der teilweise stark von der niedersorbischen Schriftsprache abweicht, erhalten.

Wir gehen durch ein Gäßchen am Marktplatz. In einer kleinen Nebenstraße ist im Hause eines ehemaligen Kaufmanns die Stadtverwaltung untergebracht. Lübbenau hat kein Rathaus. Seit 1315 ist Herrschaft und Stadt urkundlich in der Geschichte verzeichnet, aber eingeengt und eingeschnürt von der feudalistischen Standesherrschaft, konnte das Selbstbewußtsein der Bürger nicht im Bau eines Rathauses Gestalt annehmen. Die Chronik meldet, daß die „Besitzer der Herrschaft Lübbenau“ auch die „obersten Herren und Regenten der Stadt“ waren. „Bei jedem Wechsel wurde dem neuen Erbherren gehuldigt wie einem regierenden Fürsten.“

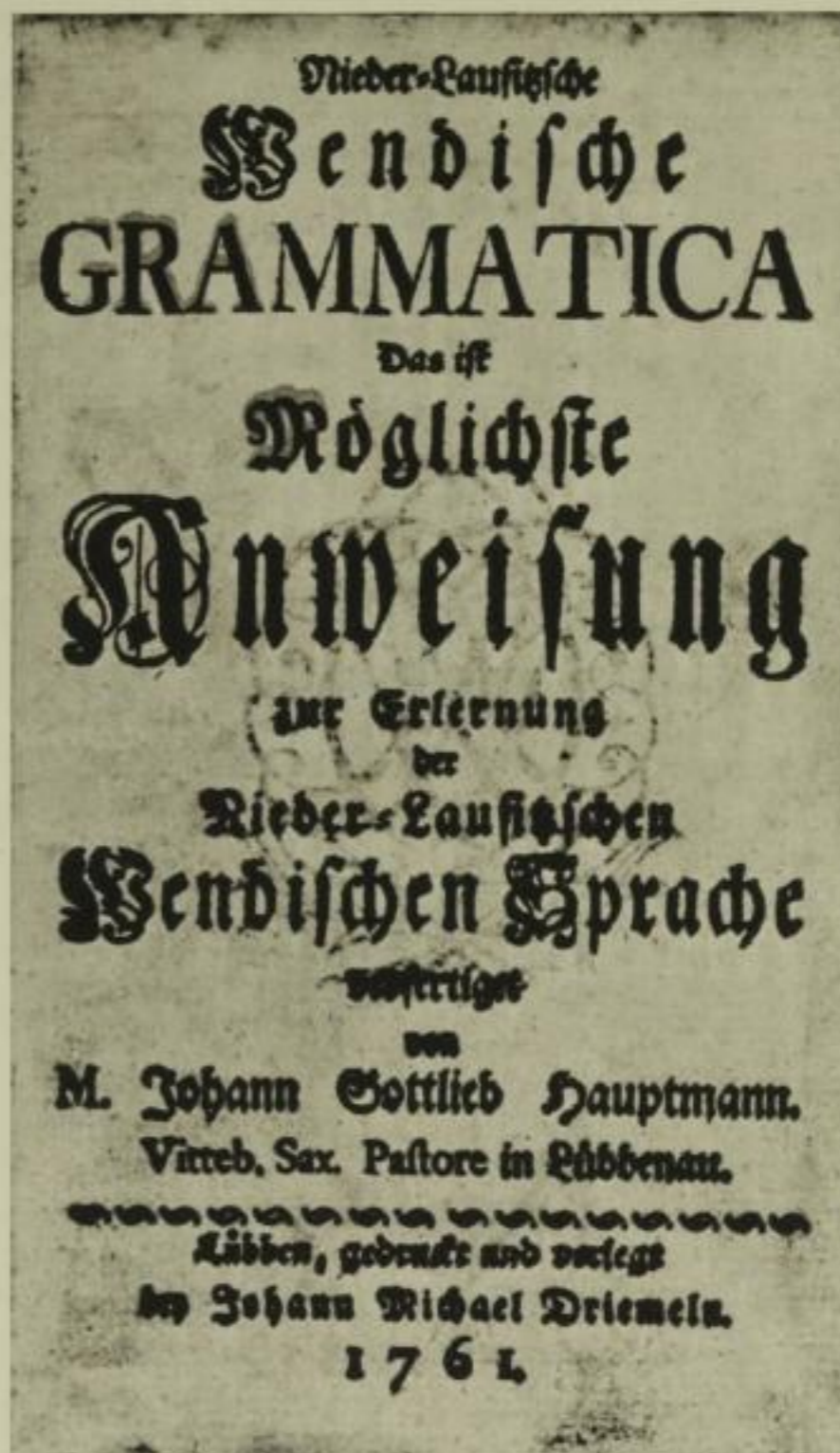
Gemächlich tritt ein Ochse vor einem Ackerwagen. Die Räder klappern auf dem Kopfsteinpflaster. Von einem Schulhof dringt fröhliches Toben über die stille Hauptstraße. Unter einer niedrigen Brücke rauscht der Fluß über einen alten Mühlenstau. Die Spree läßt den schlanken Kirchturm und die niedrigen Bürgerhäuser hinter sich und wendet sich sogleich wieder schwarzerdigen Beeten und grünen Wiesen zu.

Die lange Hauptstraße führt geradewegs zum Schloß. Auf dem Rasen tanzen Kinder Ringelreihen. Ein Kinderkurheim hat in den herrschaftlichen Gemächern Platz gefunden, durch Tuberkulose gefährdete Jugend erholt sich in den Anlagen des Schloßparkes. Schöne alte Baumgruppen erfreuen den Spaziergänger, ein Findling bietet steinernen Ruheplatz. Schilf rauscht am Teichufer. Im hellen Sonnenlicht glitzern die nadelfeinen Blätter der Sumpfyypressen.

In einem Nebengebäude des ehemaligen Lynarschen Schlosses finden wir ein Heimatmuseum. Die Fenster sind vergittert; hier tagte das gräfliche Gutsgericht. Denn der Graf war als Gutsherr nicht nur Grundherr, sondern auch Gerichtsherr. Die gutshörigen Untertanen waren seiner Willkür ausgesetzt, wenn sie über ihr Los zu klagen suchten, denn der Angeklagte war zugleich der Richter. 1850 wurden die Patrimonialgerichte durch königliche Amtsgerichte abgelöst.

Am Eingang des Museums steht eine Bauerntruhe. Ihre schöne Bemalung läßt uns die bunten Schätze ahnen, die sie einst barg. Daneben hängt die Tracht einer Lübbenauerin. Noch vor wenigen Jahrzehnten mußte man nicht erst ins Museum gehen, um den Formen- und Farbensinn dieser Spreewälderinnen zu bewundern. Auch Werkzeuge, ein Spinnrad, Hausrat und sogenannte „Wendenpfennige“ erzählen aus der sorbischen Vergangenheit dieser Stadt. Das Stammbuch der Bürger von Lübbenau liegt aus. Es enthält viele sorbische Namen. Eine Schulklasse unterbricht die Stille des Museums, dessen Pforten sich monatlich vielen Tausenden von Spreewaldbesuchern öffnen. Den Kindern werden an Puppen die sorbischen Trachten der Lausitz erklärt. Aus den Zeichnungen des Nationalpreisträgers Martin Nowak-Neumann ersteht bei den Worten des Erzählers die farbige sorbische Sagenwelt. Die Pschespolniza, die Göttin der Mittagsstille, geht durch den Raum. Die Kinder buchstabieren an den Puppen die Namen der sorbischen Jungen und Mädchen, und eine junge Lehrerin schaukelt verstohlen eine Bauernwiege. Während wir mit halbem Ohr weiteren Erklärungen lauschen, bewundern wir Klebearbeiten. Mit feinstem Farb- und Formgefühl fügten Bauernhände die Federn der heimatlichen Vogelwelt zu originellem Wandschmuck. In einem Schrank liegen zwei Bücher: die erste Grammatik der niedersorbischen Sprache und „Lubnowski Szerski Sambuch“, das Lübbenauer sorbische Gesangbuch von 1769. Es wurde noch im Jahre 1864 beim Gottesdienst in Lübbenau benutzt.

Die „Wendische GRAMMATICA“ wurde „verfertigt von M. Johann Gottlieb Hauptmann, Vitteb. Sax. Pastore in Lübbenau“, „gedruckt... bey Johann Michael Driemeln“ in Lübben 1761. Ein Deutscher schuf die erste gedruckte niedersorbische Grammatik. Der Verfasser schrieb in der Vorrede: „Einige werden sagen, ich hätte mit meiner Arbeit nur immer zu Hause bleiben können, was denn nötig sei, eine wendische Grammatik zu schreiben zu der Zeit, da die wendische Sprache soll ausgerottet werden. Jedoch heute und morgen möchte solches wohl noch nicht geschehen. Und übermorgen auch nicht, ja ich wette, daß die wendische Sprache dich und mich überleben wird.“ Hauptmanns Grammatik fußte auf den Arbeiten eines seiner Vorgänger im kirchlichen Amt, des sorbischen Pfarrers Jan Chojnan aus Briesen im Spreewald, eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit und seines Volkes. Vor ihm wirkte in Lübbenau Jakob Jankowic, der sich Jacobus Janus nannte und ein Freund Philipp Melanchthons war. Die „Nieder-Lausitzsche Wendische GRAMMATICA, das ist Möglichste Anweisung zur Erlernung der Nieder-Lausitzschen Wendischen Sprache.“ Das tat not. Die katholische Kirche mit ihrer lateinischen Liturgie, die weder ein sorbischer noch ein deutscher Bauer verstand, war abgelöst worden. Die Reformation brachte die Predigt. Aber eine deutsche Predigt war in einer rein sorbischen Gemeinde ebensowenig verständlich wie die lateinische Liturgie. So mußten die deutschen evangelischen Pfarrer die sorbische Sprache lernen, und Luther öffnete außerdem Hunderten junger Sorben die Wittenberger Universität. Eine Lutherbibel liegt im Museum. Luther selbst, so erzählt die Chronik, taufte auf einem Nachbargute einen höchst adligen Sprößling. Die lutherischen Geistlichen brachten mit sorbischer Zunge den Willen der deutschen Grundherrschaft an das sorbische Ohr.



Titelblatt der ersten Grammatik  
 der niedersorbischen Sprache aus dem Jahre 1761

Das zähe Festhalten der sorbischen Bauern und Handwerker an ihrer Sprache und Lebensart war ein Ausdruck ihres Widerstandes gegen die feudale und klerikale Ausbeutung und Unterdrückung. Ebenso war die Liebe und Verehrung für die Gestalten der alten Naturreligion, die in vielen Märchen und Sagen ihren Niederschlag gefunden hat, gleichsam ein Protest gegen die Ausbeuterklasse, die mit dem Zeichen des Kreuzes und im kirchlichen Gewand auftrat. Beispielhaft sind die zahlreichen Erzählungen und Sagen von den Lutschen oder Lutki, kleinen, zwerghaften Gestalten, die gut, sehr gut zu den Menschen waren, wenn sie auch zuweilen Schabernack trieben. Sie lebten „vordem“, sie waren die Ureinwohner. Sie konnten jedoch eines nicht leiden: die Glocken. Sie verschwanden, als die Glocken, die Brumbaki, kamen: „Nět fort, nět musymy fort, nět psijdu te brumbaki“ – Jetzt fort, jetzt müssen wir fort, jetzt kommen die Brumbaki. Sie borgten sich gern Backtröge, und wenn sie diese zurückgaben, lag Brot darin. Sie brachten Brot, also das, was durch die Herren der Klöster und Glocken immer wieder geschmälert und geraubt wurde.

Die Feudallasten wurden um so mehr empfunden, als durch immer wiederkehrende Schreckensjahre, hervorgerufen durch Überschwemmungen oder trostlose Dürre, das arme Volk in solche Not geriet, daß, wie die Chronisten berichten, aus Kleie, Baumrinde und Knöterichsamen Brot gebacken werden mußte.

Der Widerstand der Bauern erschöpfte sich jedoch nicht im stummen Protest, von dem das alte sorbische Sprichwort zeugt: Mjela guba a kšebjat ma měr – Schweige, Mund, dann hat der Rücken Ruh. Als in Deutschland die Bauernhaufen aufbrachen, gärte es auch in der Niederlausitz. Längst waren die kühnen Bauernerhebungen des Bundschuhs in Blut erstickt, da vertrieben die sorbischen Bauern 1548 in Ukro (Mokra) im Kreise Luckau ihren Fronherrn. Die allgemeinen Bauernforderungen im großen deutschen Bauernkrieg waren auch das Programm Niederlausitzer Bauern.

Jahrhundertlang kämpften Bürger und Bauern in Lübbenau um jeden Acker, um jedes Stück Wiese gegen die standesherrliche Einschnürung und Unterdrückung. Im Streit um ein Waldstück riefen sie im Jahre 1688 das Gericht an, 1764 entflammte offene Empörung, zehn Jahre später entbrannte ein Aufruhr, der mit militärischer Gewalt niedergeschlagen wurde. Die Chronik meldet, daß der Graf von Lynar weiterhin Eigentümer des Streitobjektes, eines den Bürgern notwendigen Waldstückes, blieb. Die Stadt erhielt ein Nutzungsrecht.

Doch der Kampf ging weiter. Und im Jahre 1848 zogen bewaffnete Bürger vor das Schloß. Die gräfliche Familie floh mit dem Kahn nach Lübben. Graf Lynar sandte eine Stafette zu General Wrangel, und eine Abteilung Militär zwang die Bürger in die Knie. Noch wurden

Zuchthausstrafen verhängt, aber kurz danach fielen die Hofdienste, die Nachtwachen im Schloß, zu denen die Bürger verpflichtet waren, und es fiel auch die Pflicht der Lübbenauer Frauen, das herrschaftliche Geschirr zu reinigen. Und 1852 erhielten die Bürger durch die Separation die umkämpften 2500 Morgen des Spreewaldes – wir wissen, um welchen hohen Preis.

Zu alledem kamen die Auseinandersetzungen der Feudalherren und ihre Raubkriege, unter denen die Bevölkerung und das ganze Land zu leiden hatten.

In einem im zeitgenössischen Stil gehaltenen „Salon“ im Museum hängen über altem gutem Porzellan Porträts der Lynars, einige aus dieser Reihe von Grafen, die seit 1621 Stadt und Spreewald beherrschten. Vordem saßen hier die Köckeritze. Und 1475 besiegten die Gebrüder von Polenzk einen Caspar von Kalkreuth in einer Fehde und nahmen diesem die Standesherrschaft Lübbenau weg. Der böhmische König bestätigte den Raub, Georg und Peter von Polenzk waren als mächtige Raubritter weit und breit gefürchtet und besaßen viele feste Schlösser. Die älteste der hier gefundenen Urkunden besagt, daß Bodo von Yleburg 1315 an den Ritter Christian, genannt Lange, das Schloß mit der Stadt Lübbenau, den ganzen Spreewald und die Dörfer Lehde, Leipe, Stottoff, Stennewitz, Crimnitz, Groß-Klessow verkaufte.

Unter Glas liegen zwei Schutzbriefe aus dem Dreißigjährigen Krieg. Der kaiserliche Feldherr Tilly und der schwedische Marschall Banér versprachen der kleinen Stadt mit Namenszug und Siegel ihren Schutz. Heimgesucht wurde sie jedoch von beiden Heeren. Als Folge des Dreißigjährigen Krieges verkleinerte sich das sorbische Siedlungsgebiet um fast die Hälfte.

Die Lausitz gehörte zu Böhmen, 1632 kam sie zu Sachsen. Doch Cottbus und einige Dörfer bildeten eine preußische Enklave im sächsischen Gebiet, so daß nach der Überlieferung bei Lübbenau der Siebenjährige Krieg begann. Die sächsischen Lübbenauer zahlten in diesem Kriege 11517 Taler Kriegskontributionen an Preußen. Jeder Scheffel Korn, jedes Stück Leinen, jedes Schock Gurken, jedes Stück Holz wurde versteuert. Steuern lagen auf jedem Lehrling, jedem Gesellen und Meister. Bis 1791 hatten die Lübbenauer an dieser Last zu tragen.

Im denkwürdigen Jahre 1812 zogen aus der sächsischen Garnison Lübben und Lübbenau und aus den Spreewalddörfern 700 Männer mit Napoleon zur Eroberung Moskaus aus. Keine fünfzig kehrten zurück. Als sich aber 1813 in der Stadt Cottbus ein Bataillon Freiwilliger für den Befreiungskrieg zusammenstellte, trieben die reichen Lübbenauer ihr Vieh und ihre Pferde in die Kähne und fuhren sie nach dem versteckten Barzelin. Die Freiwilligen aber fanden die Pferde. Landarbeiter waren es, die ihnen den Weg zeigten.

Handwerksgesellen und Bauernsöhne schlossen sich der Schwarzen Schar der Lützower Jäger an, die unter Fr. Ludwig Jahn im Juni 1813 vom Spreewald aus operierte. Joseph von Eichendorff, der in den Reihen der Lützower kämpfte, erinnerte sich später des Kampfes:

Wunderliche Spießgesellen,  
denkt ihr noch an mich,  
wie wir an der Elbe Wellen  
lagen brüderlich?

Mancher mußte da hinunter  
unter den Rasen grün,  
und der Krieg und Frühling munter  
gingen über ihn.

Wie wir in des Spreewalds Hallen,  
Schauer in der Brust,  
hell die Hörner ließen schallen  
so zu Schreck wie Lust?

Wo wir ruhen, wo wir wohnen:  
Jener Waldeshort  
rauscht mit seinen grünen Kronen  
durch mein Leben fort.

\*

Die Lübbenauer leben heute vor allem von ihrer Gemüsekultur. Ihr Gemüsebau und Gemüsehandel haben eine lange Tradition. Die Natur selbst schuf hier eine Gemüsekammer. Weite Wiesenflächen fördern die Viehzucht, der Dung den Ertrag des knappen, aber guten und humusreichen Bodens, der oft erst dem Spreewald abgerungen werden mußte. Auf wenig Acker wird intensiv gewirtschaftet. Schon Anno 1488 florierte in Lübbenau die Zwiebelzucht. Hundert Jahre später baute man auch Gurken an; heute verarbeiten die Lübbenauer Einlegereien Tausende von Tonnen dieser Frucht im Sommer zu sauren Gurken. Der Spreewald, die Dörfer der Umgebung liefern die Rohware, der größte Teil aber kommt aus dem Oderbruch. Das Wasser der Spree gibt ihnen den Wohlgeschmack. Erfunden haben die Lübbenauer die sauren Gurken nicht. Niederländer bauten nach der Überlieferung im 16. Jahrhundert die ersten Gurken im Spreewald an. Sie kamen als Tuchmacher nach Lübbenau, aber ihre gewerbliche Kunst kam hier weniger zur Geltung als ihre Kenntnis des Gemüsebaus. Die Gurken gedeihen gut in der fetten Spreewalderde. Und die Stadt gedieh mit den Gurken. Am Anfang des 18. Jahrhunderts besaßen die Lübbenauer eine ganze Kahnflottille, und die Kähne fuhren mit Erzeugnissen des Spreewaldes über Berlin hinaus bis Stettin. Andere Bürger nahmen die Samenkiepe auf den Rücken oder packten den Karren voll Gemüse. Der Salatwagen der Lübbenauer schaukelte gemächlich durch die Dörfer. Im Jahre 1909 transportierte allein die Eisenbahn aus Lübbenau 302720 Zentner Gurken, 8227 Zentner Zwiebeln und 8800 Zentner Meerrettich.

Zu den Erzeugnissen des Ackers, dem Gemüse, den Sämereien und Gewürzkräutern, kamen die Waren des Handwerks, das Leinen der zahlreichen Weber und das Bier. Ganze, halbe und viertel Braugüter brauten gutes Bier mit dem guten Wasser der Spree, und sie suchten sich gegenseitig tüchtig dabei zu übervorteilen. Die „Ganzen“ drängten die „Viertel“ aus dem gemeinsamen Brauhaus, so daß der Graf und sogar der Landvogt eingriffen. Denn die „Viertel“ entrichteten ihre Abgaben besser als die „Ganzen“, die eine Macht zu werden begannen.

Die Gurke aber wurde zum Emblem der Lübbenauer, wahre Schlachten wurden um sie geschlagen. Die ersten Gurkeneinleger waren „Ackerbürger“ der Stadt, sie besaßen ein paar Fässer und säuerten die eigene Ernte. Bald überließen sie das Ackern und Ernten den Bauern und beschränkten sich auf das Säuern der Gurken. Sie wurden reich dabei auf Kosten der Bauern, denen sie die Preise auf dem Gurkenmarkt diktierten. So kam es zwar zu Schlägereien zwischen Bauern und Händlern auf dem verschlafenen Marktplatz, aber ebensowenig zu einer grundsätzlichen Änderung, wie der Druck des Standesherrn mit seinem umfassenden Grundbesitz und seiner politischen Machtposition nicht eher wich, bevor nicht die ganze Standesherrlichkeit vergangen war. Es wurde erst besser, als endlich Bauern und Arbeiter gemeinsam handelten.

Heute haben wir in Lübbenau neben rund zwei Dutzend Privatbetrieben eine große volkseigene Gurkeneinlegerei. Ihr Leiter ist ein altorganisierter Arbeiter. Er verwahrt den Brief eines Vorfahren, der als Handwerksbursche durch Europa wanderte. Aus Marseille, aus dem freiheitlichen Frankreich, wo Arbeiter und Bürger eben den Bürgerkönig Louis Philippe verjagt hatten, schrieb der Lübbenauer Schneidergeselle Karl Lorent an seine Mutter: „Die Revolution brach aus, der Arbeiter zu gunsten, denn kein Arbeiter konnte mehr zurecht kommen. Um dieses abzuwenden, war man genötigt, das Unkraut auszurotten, was die Frucht erstickt, und das war die Königsfamilie. Jetzt hat man baldige Besserung, machtet ihr das auch so in Deutschland mit den 34 Fürsten, so könntet ihr auch von Glück sagen, aber mit einem Worte, die Deutschen sind in diesem Fach noch zu unerfahren, denn sie meinen, wo kann die Erde ohne Gott und die einzelnen Länder ohne Könige bestehen. Dann ist die Furcht auch noch zu groß, einem Manne etwas zu sagen, welcher der Verderber des Landes und des Volkes ist, denn es ist ja der König, Fürst, Graf, Pfaff und so weiter. Nein, meine liebe Mutter, das Volk muß regieren, denn dieses weiß am besten, wo ihm der Schuh drückt. Solange das nicht geschieht, wird es auch nie besser mit Deutschland. Wenn das Volk die Einsicht hat und sagt nein, wer will da wider sein, wer ist wohl stärker . . .“ Der Brief trägt das Datum des 25. April 1848. Das war fünf Monate vor dem Tage, an dem die Lübbenauer Arbeiter und Bürger bewaffnet

vor dem Schloß aufmarschierten. Die Achtundvierziger haben es noch nicht erreicht; der Enkel des Briefschreibers aber leitet heute den volkseigenen Betrieb. Des Volkes Eigentum, „der Arbeiter zu gunsten“.

\*

Am Lübbenauer Landungsplatz reiht sich Kahn an Kahn. Eine ganze Flottille erwartet täglich Gäste. Riesige Autobusse brummen heran, Fährleute stürzen sich auf die Ankommenden, und Mädchen, Arm in Arm, gehen durch das Gewühl. Sie tragen die echte, alte, festliche Spreewaldtracht, wie sie ihre Mütter in Lehde nur noch an dörflichen Feiertagen hin und wieder anlegen. Die Gäste freuen sich über das bunte Bild. Fünf Mark pro Sonntag zahlt die Kahnfährmannsgenossenschaft den Trachtenmädchen; eine gesunde Pflege überlieferter Kulturgüter hat die kapitalistischen Prinzipien der Fremdenindustrie noch nicht überwinden können.

Wir lassen das Treiben des Landungsplatzes hinter uns und fahren die Goroschoa hinauf. Breit strömt uns dieser südliche Hauptarm der Spree entgegen. Wir biegen bald ab, ein Gewirr von Wasserläufen durchfurcht das Gelände. Am Ufer ducken sich die Einzelgehöfte der Lübbenauer Kaupen. Von Erlen umstanden ist auch eine Kahnbauerei nahe am Ufer. Meister und Geselle reiten auf einem langen, rohen Brett, der Seitenwand des werdenden Kahnes. Vierhändig fährt der Zughobel über das Stirnholz einer Kiefer. Über offenem Feuer biegen die Kahnbauer das befeuchtete Ende zu einer leichten Rundung. Die vier Meter lange Ruderstange aus Eschenholz wird mit der Hand geformt, auch die Kahnschippe ist mit der Hand ausgeteicht. Für die bis zu acht Meter langen Längsseiten und die Bodenbretter des Kahnes ist starkes, kerniges Kiefernholz notwendig, das leicht und wasserbeständig ist. Eichenholz ist zu schwer, und doch waren die ältesten Kähne des Spreewaldes aus Eichenholz. Der eichene „dubownik“ und der kleinere „pawnik“ aus dem Holz der Pappel, anfangs nur im Feuer gehöhlt und später mit der Rundaxt ausgehauen, waren lange die einzigen Beförderungsmittel im Spreewald. Als die Axt auch die letzten Eichen im Spreewald zu vernichten drohte, versenkten sorgende Vorfahren heutiger Spreewaldbauern mächtige Eichenstämme in den Morast verschwiegener Gräben. Als sie gefunden wurden, höhnte man längst keine Eichenkähne mehr.

Erst seit hundert Jahren wird der schlanke, flache Spreewaldkahn aus Brettern gebaut. Sein sicheres, leichtes Gleiten beruht auf der handwerklichen Kunst, das richtige Verhältnis der Spitzen- und Steuerhöhe zur Seitenhöhe zu schaffen. Wie beim „Dubonik“ bilden auch heute noch die Stammenden des Baumes die Spitze des Kahnes. In Lehde sahen wir einen dieser „Urkähne“, der sich im Morast eines Grabens erhalten hatte.



Schmal ist die Dorfstraße im alten Lehde (Lědy). Das Dorf gehört zu denen, die durch Bodo von Yleburg, einen der ersten Schloßherren in Lübbenau, an Ritter Christian (genannt Lange) verkauft wurden. Erst viel später, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, setzten die Bauern von Lehde ihren ersten deutschen Katecheten ab, der ihre Kinder die deutsche Sprache lehren sollte. Er verteidigte sich gegen das geringe Ergebnis seiner Lehrtätigkeit mit dem Argument, daß außer ihm ja niemand in Lehde Deutsch verstehe; woher man denn wissen wolle, ob die Kinder gut Deutsch gelernt hätten oder nicht. So klang den Besuchern noch um die Jahrhundertwende das alte „Pomagaj Bog“ entgegen. Aber viele Tausende besuchten schon damals alljährlich dieses idyllische kleine Dorf. Jeder Zug brachte Fremde heran, und mit jedem Touristen aus Berlin oder Leipzig drang ein Stück deutscher Sprache und deutscher Entwicklung ein, wurde der Nivellierungsprozeß gefördert. Ein Berichterstatter notierte 1901, daß man der „Bevölkerung, die ja zum großen Teil noch wendisch ist“, mit „jener Sympathie entgegentritt, die wir stets für den empfinden, der seinem Ende nicht mehr fern ist“. Aus dem Berichterstatter spricht jenes deutsche Bürgertum, das zu dieser Zeit schon seinen Humanismus den imperialistischen Zielen geopfert hatte. Aber er kannte auch nicht die schier unüberwindliche Lebenskraft der sorbischen Bevölkerung, noch ahnte er, daß Arbeiter und Bauern gemeinsam kaum fünfzig Jahre später ein demokratisches Deutschland schaffen würden, in dem es keine nationale Unterdrückung und Rassendiskriminierung mehr gibt. Eng und wasserreich ist die Dorfstraße in Lehde. Fließe münden, zweigen ab, umspülen Gehöfte. In kleinen Häfen schlummern Kähne.

Ein Backsteingiebel lugt durchs Grün, rötliches Mauerwerk tritt bis ans Ufer. Am Knick des Fließes reicht ein Holunderstrauch sparrige Zweige hinab zur Wasserstraße. Hinter Bäumen versteckt sich ein Blockhaus, gefügt aus mächtigen, grauen Bohlen, die sich an den Ecken verschränken. Schnuppernd verschwindet eine Katze unter dem hohlen, niedrigen Unterbau. Tief neigt sich das Strohdach, kleine, hellgestrichene Fenster schauen freundlich über blühende Blumen auf die von Wellen gekräuselte Dorfstraße. Ein Kahn steht im Hafen, kräftige Arme heben Grasbunde auf Tragestangen. Hühner scharren in der Halmenspur, aus dem niedrigen Stall dringen die mahlenden Laute fressender Kühe. Das Auge wird nicht satt zu schauen. Um das Silberhaar einer Bäuerin liegt ein schmales, schwarzes Samtband. Leicht gebückt, steuert sie ihren Kahn; in einem Weidenkorb prangen frische Kartoffeln. Die Sonne vieler Sommer hat die dunkle Tracht der alten Frau gebleicht. Mit bloßen Füßen steht sie fest im Kahn.

Eine weiße, flaumige Feder segelt auf dem dunklen Wasser. Sie verschwindet unter der Spitze eines Kahnes, den ein Kind so sicher wie ein Erwachsener durch den Verkehr

steuert. Ein Maler steht vor seiner Staffelei, sein prüfender Blick geht über die sonnen- durchleuchtete Wasserstraße und haftet dann auf der Leinwand. Ein Hund stürzt kläffend ans Ufer, einige Meter verfolgt er uns mit seinem Gebell, bis ein Graben den Lauf des übereifrigen Wächters beendet. Hinter dem Dorf windet sich das Fließ durch Äcker. In spärlichen Sträuchern zirpen Meisen. Meerrettich steht mit steilen, breiten Blättern auf den Beeten; bis zum Wasser hinunter rankt der Kürbis, die gelben Trichter seiner Blüten protzen im Gewirr großlappiger Blätter. Dunkel glänzen die Reihen fleischiger Runkelrüben. Mit mächtigen Ohren decken feiste Kohlköpfe den Acker, Gurkenranken füllen Beete. In Flachsbeeten knien junge Frauen und jäten, sie „wieten“. Ihre drallen Rundungen heben sich bunt aus dem zarten Grün der Pflanzen. In einem fröhlichen Wortgeplänkel überraschen uns die „Wieterinnen“ durch ihre Schlagfertigkeit.

Der Himmel glänzt im reinsten Blau, auf jedem Wiesenhalm glitzert die Sonne und gleißt auf den Bändern der Fließe. Zu reinen, weißen Wolkenkuppen steigt jubilierend eine Lerche. Es pfeift und flötet und zirpt aus Halmen und Zweigen. Unmerklich wird es stiller. Eine dunkle Wolkenwand spannt sich breit über das Land. Wind stößt über die Wiesen, unwirklich laut klingt der Schrei eines Brachvogels, von ferne murrst der erste Donner.

Plötzlich erfüllt ein Brausen die Luft, wild rauschend neigen sich die Wipfel, krachend stürzen Äste. Der Sturm drückt auf den mühsam gleitenden Kahn, er peitscht Wasser auf die niedrigen Ufer. Nun zucken Blitze, und unaufhörlich grollt der Donner. Regen prasselt herab. Auf dem Wasser hüpfen tausend dicke Tropfen und bilden Blasen, die schnell vergehen. Immer mehr, immer schneller fällt der Regen; ein grauer Schleier springenden Wassers bildet sich über dem Fließ.

Unzulänglichen Schutz gewährt uns das Blätterdach am Ufer. Die Nässe dringt kalt bis auf die Haut. Wir spähen über das Wasser. Ein Fischer hantiert drüben in einem Kahn. Er beugt sich über das Netz, Wind und Regen peitschen über ihn hin. Der Gischt verdeckt die Sicht auf den Kahn. Der Fischer scheint auf sprühendem Wasser zu stehen. Mit schwerdurchdringlichen, grauen Schwaden verhüllt sich zusehends das andere Ufer. Die Gestalt des Fischers ist unseren Blicken fast entschwunden, eingesponnen in strömendes und springendes Wasser, das sich mit dem des Fließes in eins vermählt.

\*

„Einst“, erzählt Schulenburg, „war ein alter Fischer Krepel in Leipe, der fischte mit einem kleinen Kahn aus Erlenholz. Da erhob sich ein Wirbelwind, ergriff ihn und fuhr mit ihm in die Höhe, mit dem Fischer und mit dem Kahn, bis an den Himmel hinan. Und

stieß mit dem Kahn an den Himmel. Da frug unser Herrgott: „Chto tam jo, wer ist da?“ – „Krjepjel z Lipjeg, Krepel aus Leipe.“

Leipe (Lipje) ist ein kleines Dorf mitten im Spreewald. Jung sind die Erlen und Birken, die einen Fußpfad dorthin geleiten. Länger als ein Jahrtausend war das Dörfchen nur durch die Arme der Spree mit seiner Umgebung verbunden. Eine kleine, flache Insel erhob sich in der wuchernden, grünen Wildnis, der „Berg“. Dieser „Berg“ ist nichts anderes als der alte Talboden des Urstromtales, der sich hier, winzig im Umfang, um einige Dezimeter über das Niveau der Talaue erhebt und der frühzeitig Fischern und Bauern einen festen Platz gewährte. Rundherum dehnte sich der alte, mächtige Spreewald. Lange lebten die Menschen in Leipe wie auf den vielen Kaupen, den Einzelsiedlungen des Spreewaldes, in großer Abgeschlossenheit, innig verbunden mit der Natur. In ihrem Weben und Wirken sahen sie das Walten höherer Kräfte und Wesen, und was die Natur den empfindsamen Seelen zuraunte, floß in die Lebensart der Menschen ein und tönte wider im farbigem Glanz der sorbischen Sagen und Märchen.

In den Strudeln des Wassers wohnte der „Nyks“, in dem sich die nützlichen und schädlichen Eigenschaften des Wassers personifizierten. Wenn über der weiten Ebene hoch die Sonne stand und drückende Hitze das Land flimmern ließ, drohte ermatteten Schnitterinnen ein Hitzschlag. Dann nahte die „Mittagsfrau“, die „Pšespolniza“ (pšezpolnica), und brachte Gefahr, der man entgehen konnte, wenn man zur Mittagszeit im Schatten ruhte. Zahlreich sind im Spreewald die nützlichen Ringelnattern, geduldet und geschützt von den Menschen. „Die Hausschlange“ der Niederlausitzer Sorben ist immer als ein glückbringendes Schutzwesen angesehen worden. Einst bot der „Schlangenkönig“ den Menschen seine Schätze dar, und gekrönte Schlangenhäupter zieren noch heute als Giebelzeichen die alten Blockhäuser. Reichtum bringt auch der „Plon“, der Drache. In Feuerform saust er durch die Lüfte, aber der unberechenbare Geselle bringt seinem Herrn früher oder später Unglück.

Sumpfgase entzündeten sich oft auf den moorigen Wiesen zu unbeständigen Flämmchen. Die Sage machte sie zum „Bud“ (blud), zum Irrwisch. Und der Wirbelwind, der „Wichor“, wurde in seinem unerklärlichen Auftreten zu einem bösen Geist.

Lange stritten Schwert und Kreuz gegen diese naturverbundenen Menschen, die keinen weltlichen Herrn und keinen christlichen Gott anerkennen wollten. In ihrem erbitterten Widerstand gegen die Unterdrückung im Zeichen des Christentums hielten sie um so zäher an alten Gebräuchen und Vorstellungen fest. Denn in diesen alten Vorstellungen lebte ihre Tradition als freies Volk fort. Dieser Widerstand dauerte über Jahrhunderte. Daraus erklärt es sich, daß noch bis in die jüngste Zeit, ja, bis heute bei der sorbischen

Bevölkerung die Kenntnis alter Sagen und Sitten und uralten Brauchtums lebendig ist. So erkennt man noch zum Beispiel in den Bräuchen zur Saat- und Erntezeit die Verehrung der Fruchtbarkeits- und Wachstumsgeister aus urslawischer Zeit. Und dieses Erbe gibt sogar noch dem neuen, befreiten Leben, das stürmisch auch in das stillste Dorf drängt, ein eigenes Gepräge.

Von der Einfalt und vom Stolz der „wilden Leiper“ lesen wir wieder bei Schulenburg: „Früher war in Leipe eine „wilde“ Gesellschaft, im Busch. Wie einmal der Prediger H. aus Vetschau (Wětošow) nach Stradow (Tšadow) ging, begegnete ihm an der Stradower Brücke ein alter Leiper. Der sah, daß jener ein Prediger war, und grüßte ihn: „Pomagaj Bog“ (helf' Gott). Der Prediger dankte nach seiner Gewohnheit zweimal: „Bog zěkuj, Bog zěkuj“ (Gott danke). Dann fragte er den alten Leiper, weil er so „wild“ aussah, nach diesem und jenem, und zuletzt: „Woher seid Ihr?“ – „Ich bin aus Leipe.“ – „Kennt Ihr auch Christus?“ Da sprach der „wilde“ Leiper: „To jo možno, až za tymi krjami tam niži ganja“ (Das ist möglich, daß im Gebüsch so was herumläuft). – „Christus ist doch wieder aufgestanden.“ – „Ist das wahr? Wir wissen davon nichts . . .“

Auch in Leipe reihen sich die Gehöfte an den Wasserweg, und das Wasser greift mit kleinen Häfen in die Grundstücke hinein. Dem Wasser öffnet sich der Hof, sein Gesicht ist dem Fließ zugekehrt. Am Ufer stehen Erlen und Eschen und werfen Schatten auf Wasser und Land.

Langsam gleitet unser Kahn die eigenartige Dorfstraße entlang. Eine Bäuerin nähert sich dem Fließ. Mit hölzernen Eimern schöpft sie Wasser. Ihre kräftigen Arme straffen sich unter der Last, Holzpantoffeln klappern über eine Backsteinzeile, über den schmalen Hof trägt sie den Trunk zum Stall. Tiefes Brummen dringt durch die Tür. Am Giebel des Stalles lehnt eine Weide und breitet schützend lange Zweige über ruhende Kähne. Vom Strohdach des Bauernhauses hält ein Storch Ausschau. Auf einem Bein, regungslos, steht der schlanke Vogel auf dem struppigen Nest. Sein Gefieder ist schmutzig, es wird einen feuchten Sommer geben.

Kähne begegnen uns, Kähne führen Mensch und Tier und die Früchte von Äckern und Wiesen die Dorfstraße entlang. Aus Kähnen ertönt der Ruf spielender Kinder, auf zwei aneinandergeschlossenen Kähnen lastet der Traktor einer Maschinen- und Traktoren-Station im Hafen eines Gehöftes, und im Kahn verläßt auch der Tote das stille Dorf.

Wir gleiten hinaus aus Leipe. Vor einem einzelnen Gehöft sitzt eine Bauernfamilie um einen Haufen grünlauchiger Zwiebeln, „Schluppenzwiebeln“ werden zu Bündeln gereiht. Freundlich spiegelt sich der Blumengarten des Hauses in dem breiten Fließ, das sich durch ein weites Wiesengelände windet. Es ist ein Hauptarm der Spree, doch das Wasser zeigt

kaum eine Strömung. Ein Stau hindert den Lauf, schmutzigbraune Fäulnisklumpen trüben den Wasserspiegel. Und doch, wir erinnern uns vieler Gespräche: Menschen und Tiere im Spreewald trinken Flußwasser. Denn Brunnen sind wertlos, sie geben nur ungeschmackhaftes, „totes“ Wasser. So ist im Spreewald trotz der vielen Feuchtigkeit Mangel an gutem Trinkwasser. Der neue Plan der Regierung wird auch hier Abhilfe bringen.

Auf den Wiesen rattert ein Traktor, die Wiesenmahd ist in vollem Gange. Wir halten an. Ein kleiner Graben ist völlig von Seerosen überwuchert, in dunklem Grün leuchten die prächtigen weißen Sterne dieser „Nyksenblume“. Frösche springen plumpsend ins Wasser, als wir am Ufer entlanggehen. Der Traktor rasselt vorüber, der moorige Grund schwankt unter seinem Gewicht. In dichten Schwaden legt sich das Gras zur Seite, purpurn leuchtet aus dem Schnitt die Wiesennelke, gelb der Wiesenhahnenfuß, der hier „žoruž“ heißt. Hinter dem lärmenden Traktor her steigt ein Storch. Das Tempo seines gravitatischen Schreitens ist noch dem sensenschwingenden Mäher angepaßt. Der Traktor enteilt ihm, er umrundet die Wiese, und der Storch muß mit raschen Bewegungen zur Seite weichen. Mit ruckenden Schritten folgt er erneut dem Traktor. Auch ein Starenvolk schwirrt herunter, eifrig pickend hüpfen die munteren Vögel von Schwad zu Schwad. Scheu, immer wieder aufblickend, suchen am Rande der Wiese Kronenschnepfen im gemähten Gras herum. Leichter Dunst liegt auf den Wiesen. Hitze flimmert über dem frisch gemähten Gras. Ein junger Monteur im blauen Schlossezug steuert seinen Kahn zur Wiese. Der Motor des Traktors verstummt. Harte Hammerschläge hallen, wortkarg reparieren die jungen Spreewälder den Mähbalken. Die MTS befreit auch hier die Bauern von der schweren Arbeit mit der altgewohnten Sense. Langsam drücken sich die ruhenden Räder des Traktors in den feuchten Boden, Grundwasser sammelt sich um die Reifen. Mit weiten Flügelschlägen zieht der Storch über das Gebüsch.

Wir gehen über den feuchten Wiesengrund zurück zum Fließ. Hohe Pappelreihen machen uns das Ufer kenntlich, doch rundliche Weidenbüsche stehen regellos in der Wiese und hindern den Blick. Helle Kopftücher leuchten durch das dunkle Gebüsch. Junge Mädchen türmen frisches Heu zu Haufen, stoßen Stangen darunter. Schwankend tragen sie die duftende Last zur Schoberstelle. Mit langen Gabeln reichen kräftige Arme das Heu zur Höhe, Hände und Füße formen um den langen Stangenbaum den zwiebel förmigen Heuschober. Noch struppig hebt sich sein helles Grau von dem Erlengrund.

Dem Schatten eines Ufergehölzes strebt eines der jungen Mädchen zu. Ihre Bewegungen sind voll Anmut, als sie einen tönernen Krug zum Munde führt. Über die Wiesen hallt der Ruf eines Kuckucks.

\*

Lang fallen nun die Schatten über die Wiesen. Bedächtig packt der alte Fischer die gefalteten Garnsäcke in seinen schmalen Kahn. Mit bloßen Füßen steht er im Kahn, mühsam löst sich das Fahrzeug von morastigem Grund.

Mildfarbiges Licht kündigt den Abend an. Dämmerung legt sich auf die schmalen Fließe. Auf den Wiesen breiten Weiden ihre Zweige in den sich gelblich färbenden Himmel. Schweigend arbeitet der Fischer in einem fast von Seerosen überzogenen Graben. Er wirft den ersten Garnsack ins freie Wasser, hockend drückt er Knüppel in den Grund. Dann ist er bereit, zu erzählen.

„Es gibt nicht mehr viele Fische im Spreewald“, beginnt er, „Hechte, Schleien und Weißfische fangen wir, Aale und Quappen schon weniger. Hier in den alten Modergräben“, sein brauner, sehniger Arm zeigt auf einen schmalen, seerosenverwachsenen Streifen in den hellen Wiesen, „was waren da früher für Aale! Und Schlammpeisker fingen wir massenweise. Jetzt gibt's keine mehr. Sie quietschten, wenn man sie anfaßte.“

Während er bedächtig redet, setzt er Garnsack um Garnsack in den verkrauteten Graben. Jeder Fischer hat seine Fangstellen, sein kleines Revier in dem weiten Gewirr zahlloser Wasserläufe.

„Hier“, dabei nickt er zur Uferkante eines kleinen Fließes hin, „sah ich einmal Fischotter bei der Paarung. Das sieht man selten. Fischotter gibt es genug, hin und wieder erwischt man auch einen. Da drüben an den Werftsträuchern fingen wir im Winter ein paar Wiesel. Die Spuren im Schnee und auf dem Eis verrieten sie. Das Wiesel hat zu der Zeit ein weißes Fell, nur am Schwanz einen schwarzen Puschel. Auch das Hermelin kommt vor, und ein paar Baumarder gibt's auch, aber sie sind selten.“

Der Fischer stützt sich auf den Kahnrand, seine Rechte drückt die Knüppel, die den Garnsack halten, in den Grund, seine braunen Augen gehen versonnen in die Runde: „Was gab es hier früher für Birkhühner! Sie sind alle verschwunden. Auch die Kronenschneppen sind weniger geworden. Die Bekassine, die ‚Himmelzigge‘, ist noch da, und Fischreiher sind in diesem Jahre wieder mehr gekommen.“

Aber die Rohrdommel, die hört man nur noch ganz selten. Früher richteten wir uns danach: Wenn die Rohrdommel siebenmal ruft, dann kann man Gras mähen. Das ist Anfang Mai.“ Wieder eine Pause, der Fischer lauscht einem fernen Entenruf.

Der Alte bleibt gesprächig, während wir weiterstaken. Er zählt die Namen der Fließe im Leipschen Spreewald auf, die Mingoa (Minkowa), Rogatzoa (Rogacowa), Jurkoa (Jurkowa), Buitz (Bujic grobla); auch die alten Ackerstücke haben sämtlich Namen, sie heißen Glin (glina), Repischo (řěpišćo), Stubnitz (stupnica), Sagoinz (zagońc) oder Pschedesak (pšedesak). In der Fischerei, erfahren wir, sagt man immer noch „schischzak“ (šešćak)

zum Käscher, und das Hölzchen, worauf die Netzmaschen gestrickt werden, heißt noch heute „Kotka“. Für die „Blumbaue“ (blumbawa) und den „Poganz“ (pogańc), die Stökerstangen beim Fischen, gibt es überhaupt keine deutschen Bezeichnungen.

Sonst spreche man nicht mehr „wendisch“ in Leipe, nur noch in der Dubkowmühle, die zu Leipe gehört. „Meine Eltern konnten es noch, und die Großeltern haben immer wendisch gesprochen. Von meiner Großmutter habe ich noch wendisch beten gelernt.“ Und vor fünfzig, sechzig Jahren, fügt er hinzu, gab es in Leipe einen Gesangverein, in dem auch sorbische Lieder gesungen wurden.

Der pessimistische Ton in den Worten des Fischers ist schon nicht mehr berechtigt. Die sorbische Sprache führt kein Museumsdasein. Vor wenigen Stunden, so erinnern wir uns, legten mehrere Kähne im Hafen des Gasthauses in Leipe an. Bäuerinnen entstiegen den Kähnen, sie trugen fast alle die alte Tracht, wie sie in den sorbischen Dörfern des Cottbuser Kreises üblich ist. Sie alle sprachen niedersorbisch, und deutlich war ihr Stolz auf Tracht und Muttersprache spürbar. Und ihre robusten Nachkommen, die sich durch ein temperamentvolles Spiel für das ungewohnte Stillsitzen bei der Kahnpartie entschädigten, ließen ihre sorbischen Laute recht vernehmlich über das Wasser hallen.

Am Ufer leuchtet eine Schwertlilie hell aus dem Schatten. Der kräftige alte Fischer schafft gelassen mit Ruderstange und Netzen. Auf seinem vollen Gesicht liegt rot die Abendsonne, während er nun vom Leben im alten Dorf erzählt.

„Dreißig bis vierzig Paare drehen sich noch am Fastnachtsdienstag in der alten Tracht beim Tanz – aber die Jugend“, sagt er, „die will nicht mehr ‚pauersch‘ gehen.“ Auch die „Spinnte“ gibt es in Leipe nicht mehr, hören wir. Dort saßen früher die jungen Mädchen am Spinnrad, sangen die alten Lieder und erzählten sich vom Kalb ohne Kopf oder andere schöne Geschichten.

Der Alte weiß viel von den alten Bräuchen, in denen sich Aberglaube und alte Volksweisheit vermischen. Niemand ging ungerufen in anderer Leute Stall. Wenn eine Kuh gekalbt hatte, durfte neun Tage nichts verborgt werden. Wurde Vieh verkauft, lag ein offenes Messer auf der Türschwelle, über die das Tier hinwegsteigen mußte. Im harten Metall vermutete man eine Abwehrkraft gegen das Böse. Von den Irrlichtern aber heißt es heute noch: „Siehst du im Sumpf viel Irrlicht' stehn, bleibt das Wetter lange schön.“

Unerschöpflich ist die Phantasie dieser Menschen, aus ihr entspringen auch die vielen Geschichten und Sagen, die sie sich so gern erzählen. „Aber das ist keine Geschichte, das ist wirklich passiert“, sagt der Fischer, bevor er beginnt: „Da gibt es hier eine ganz alte, richtige wend'sche Familie in Leipe, die heißt Krepel. Was der alte Krepel war, der ist jetzt tot, der hatte eine Winterfischerei oben an der Totzke. Damals war es mit der Klauerei

noch viel schlimmer, man mußte immer noch mal abends 'raus, nach den Garnsäcken sehen. Der Krepel hatte nun auch Garnsäcke gestellt in der Totzke. Gegen Abend fährt er gucken, ohne Axt ging damals keiner. Und wie er nun an seine Garnsäcke kommt, da sieht er einen stehen am Ufer. Er faßt seine Axt, und langsam 'ran an den Kerl. Und wie er dran ist, da haut er ihm die Axt in den Buckel, bis ans Ohr.

Abends kommt er dann nicht mehr nach Hause. Am Morgen auch nicht. Da fahren seine Leute ihn suchen. Sie finden die Axt, sie steckt ganz tief in einer alten Weide. Aber ihn finden sie nicht. Er kommt auch am zweiten und dritten Tag nicht nach Hause. Erst am vierten Tag, wie es finster wird, tritt er über die Schwelle. „Habt ihr nichts gehört?“ fragt er. – „Nee.“ – „Na, ich habe doch einem die Axt ganz tief ins Kreuz 'reingeschlagen – der wird doch dran gestorben sein.“ – „Die Axt haben wir gefunden, Vater. Die steckte in einer Weide . . . Ja, und wo kommst du denn her?“ wollten sie von ihm wissen. – „Ich war weit, wo Sommer und Winter gleich sind“, sagte der alte Krepel . . . Er war also in der Heide, im Nadelwald“, schließt unser Fischer, und seine Augen blinzeln vergnügt.

Die rote Sonnenscheibe ist versunken. Der hohe Diskant unzähliger Frösche begleitet unsere Heimfahrt. Feiner Nebel steigt aus den Gräben. Das Schnarren der scheuen Wiesentauschnarre durchbricht die Stille. Die Nacht sinkt herab.

\*

Burg Kauper. Gelbbrauner Sand liegt auf dem Weg, der durch kleine Gemüse- und Getreidefelder führt. Man hat die Vorstellung, als sei hier eine kraftvolle Bauersfrau gegangen, die bunte Wäschestücke zu beiden Seiten auf den grünen Rasen breitete. Die Felder liegen schmalen Handtüchern gleich am Wege. Ihre Enden fallen gar bald in grüne Wiesen oder in einen Graben, oder sie stoßen an ein Haus, das sich so unter das Grün der Bäume gekuschelt hat, daß man es kaum sehen kann. Doch wenn man näher kommt, sieht man die kleinen Fenster hell und freundlich hervorlugen. Das niedrige Bauernhaus aber hat sein Strohdach tief über die Ohren gezogen. Und überall empfängt den Besucher ein kleines Blumenwunder, der Bauerngarten. Manches alte, schöne Scheunentor und manche Schnitzerei an einer Haustür künden von der Kunstfertigkeit und dem Geschmack derer, die hier bauten und wohnten.

Eine Kinderschar trödelt den Weg entlang. Die frischen Stimmchen flackern hell durch die erquickende Ruhe dieses Erdenfleckchens und machen seinen Frieden noch deutlicher. Die Frauen auf den Äckern drehen die Köpfe nach den Kindern. Ein paar Jungen necken ein Mädchen und weiden sich an seiner Verlegenheit. Das Erscheinen der Fremden



macht dem Übermut ein Ende. Die Kinder trotten weiter und schlurfen mit den Füßen im Sand. Ein graugelbes Staubfähnchen steigt hoch, das sich sogleich auf das Gras am Wegrand legt.

Eine „Brockenhexe“, ein Traktor aus der nahe gelegenen MTS, rasselt heran. In ihrem Schlepp hängen fünf schmalrädriige, dungbeladene Bauernwagen. Ein neues, eigenartiges Bild auf diesem Weg, der selbst voller Eigenart ist. Er führt durch Felder und Gärten und zweigt viele Pfade ab, doch er führt niemals zu den Fronten der alten Bauerngehöfte. Denn der Weg ist neu, und die Gehöfte wenden ihr Gesicht dem alten Fließ zu. Der Wasserweg war lange Zeit die einzige Straße zu diesen Häusern.

Weit dehnt sich die Ansiedlung. Die einzelnen Gehöfte, die schmalen Felder betten sich in offene, helle Wiesenflächen, in denen sich die dunkleren Tupfen von Baumgruppen abheben und die von dichtbelaubten Fließten und sonnigen Pfaden durchzogen sind und als Ganzes das Bild einer weiten, herrlichen Parklandschaft ergeben.

Das Gebiet von Burg (Borkowy) hat ein anderes Gesicht als der übrige Spreewald. Der Boden ist heller, sandiger. Der alte Talboden der Spreewaldaue tritt hier inselartig hervor. Während der Talsandboden der Spreeniederung, die die ganze Breite des alten Urstromtales ausfüllt, durchgehend mit einer mehr oder minder mächtigen Torfmoorschicht bedeckt ist, tritt hier der Talsand selbst zutage. Wie Inseln schieben sich im Burger Gebiet fünf flache Sandrücken in die Spreewaldaue ein. Die geringe Erhöhung genügt, um dem Gebiet auch ein anderes landwirtschaftliches Gepräge zu geben. Sie bot auch die Möglichkeit, Wege und Straßen anzulegen.

So ist ein großer, schöner Park entstanden. Auf vierzig Quadratkilometer verteilen sich die tausend Gehöfte der Gemeinden Burg Dorf (Borkowy-Wobsedna gmejna), Burg Kauper (Kuparska gmejna) und Burg Kolonie (Prize). Auf einem der schmalen Sandrücken liegt Burg Dorf. Eine Häuserreihe reiht sich dort von einem Arm der Spree zu einem anderen; die Kirche, Gasthöfe, Läden und Werkstätten liegen daran. Die Bauernhäuser jedoch verstreuen sich zwischen Äckern und Wiesen. Eine schmale, asphaltierte Straße läuft in großem Bogen durch die Weite der Siedlung. Buntberockte Frauen radeln die Straße entlang und biegen auf einen der schmalen, sandigen Pfade ein. Als rote, blaue, grüne Farbtupfen sind sie noch weit hinten in den Getreidefeldern zu erkennen, bis ein Gehölz sie unseren Augen entschwinden läßt.

Viel Ursprüngliches erhielt sich in dieser Abgeschiedenheit. Durch Jahrhunderte bewahrten die Bewohner ihre Eigenart, uralte Sitten und Gebräuche leben bis in die Gegenwart. Auch die sorbische Sprache erhielt sich hier mehr als anderswo im Spreewald. Sie ist nach dem Verlust der politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit der Sorben auf einer

frühen Stufe ihrer Entwicklung stehengeblieben. Über die Begriffswelt des dörflichen Lebens hinaus konnte sie sich nicht entwickeln. Daß sie trotz des bedrängenden und feindseligen Einflusses der deutschen Ämter am Leben blieb, bis sie in unseren Tagen durch Gesetzeskraft der deutschen Sprache gleichgestellt wurde, zeugt von ihrer Lebenskraft. Friedrich Christian Franz bezeichnete 1799 den Spreewald als „den besten Wohnplatz der herrlichen und gesunden Menschenrasse“. Die „Nachkommen der alten Sorbenwenden“ seien in Feldbau und Fischerei unermüdlich und an Geschick keinem Volke nachstehend. „Solche Menschen sind in vieler Betracht das Ideal guter und glücklicher Regierungen.“

Die „guten und glücklichen Regierungen“ wußten dieses „Ideal“ nach ihrer Art zu nutzen. Franz berichtet weiter in seinem Buch über den Spreewald: „Preußen und Sachsen nahmen ihre beste Mannschaft aus dem Spreewald. Die preußischen Dörfer und Kolonien haben im Jahre 1795 allein 140 Mann abgegeben, davon keiner unter 5 Fuß und 5 Zoll maß.“ – „Ihrer Originalität wegen“, schreibt ein anderer Chronist, waren sie „von allen anderen leicht zu unterscheiden – es waren die Bewohner des Cottbuser Kreises, fast ausschließlich Wenden, welche damals schon auf einzelne Kreise beschränkt, dennoch bisher ihre Nationalität in Sitten, Gebräuchen, in der Kleidertracht und selbst in ihrer Sprache zu bewahren gewußt hatten. Hunderte derselben sah man in Berlin einziehen, um als Rekruten einzutreten. Ihr Kostüm war durchaus das gleiche: weiße leinene Pantalons und dito Spenzer, statt aller anderen Kopfbedeckung gewöhnlich nur eine rot- oder weißgestreifte Schlafmütze und über die Schulter einen Quersack, dessen Inhalt auf der einen Seite in einer Speckseite und auf der anderen in einem Quantum Erbsen bestand, beides die Leibspeisen des Trägers. Häufig entbehrten sie aller Kenntnis der deutschen Sprache . . . Unsere Wenden waren brave Soldaten . . .“

So zogen sie in Berlin ein. Wie sie aber oftmals den heimatlichen Spreewald verließen, davon zeugt eine Quittung der königlichen Häscher an einen Kontributionseinnehmer: „Zwölf Groschen Unkosten sind drauf gegangen vor zwei Rekruten, so in der Nacht mit 6 Mann im Spreewalde sind abgeholt worden, welche der Herr Kontributionseinnehmer aus der Kasse bezahlt hat, wie hierüber bescheinigt wird. Lübbenau, den 27. Marty 1758.“ Sie waren „brave“ Soldaten. Von Häschern ergriffen, wurden sie mit Drill, Stockhieben und Spießbrutenlaufen brav gemacht. Bei Desertion drohten ihren Familien Repressalien. Andere zwangen Not und Armut zum Militär. In den Regimentslisten finden wir besonders viele Namen der nachgeborenen Söhne der sorbischen Bauern, derjenigen, die auf dem kleinen väterlichen Hof keine Existenzgrundlage finden konnten. Schon der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. hatte das erkannt und deshalb am 10. Dezember 1714 ein

„Wendenregiment“ aufstellen lassen, das einen Lausitzer Junker zum Kommandeur erhielt. Rekrutierungskanton waren der Kreis Cottbus neben Peitz und Teile des Landes Lebus und des Kreises Beeskow. Das „Wendenregiment“ marschierte und blutete für die Hohenzollern im Nordischen Krieg, in den Schlesischen Kriegen, im Siebenjährigen Krieg. Am 5. Dezember 1757 wurde es zum Sturm gegen die Österreicher bei Leuthen getrieben. Der preußische König Friedrich II. hielt auf der Höhe von Leuthen eine Ansprache: „Bursche, seht ihr dort die Weißbröcke? Die sollt ihr aus der Schanze verjagen, ihr müßt nur stark auf sie anmarschieren und sie mit dem Bajonett daraus vertreiben ... Hier heißt es siegen oder sterben; vor euch ist der Feind und hinter euch die ganze Armee, daß ihr also auf keiner Seite zurück oder vorwärts als siegend Platz findet.“ So ließ Friedrich das Blut sorbischer Bauernsöhne verströmen. Das Regiment mußte stürmen und siegte; 76 Tote und 378 Verwundete kostete Leuthen, und der König bestätigte, „daß er dem Regiment ... niemals das Geleistete vergessen werde“.

Friedrich vergaß in der Tat nicht das Geleistete. Das „Wendenregiment“ blutete bei Hochkirch am 14. Oktober 1758 und verlor dort 1000 Mann, es blutete 1760 vor Torgau, kämpfte 1761 gegen die Russen, zog gegen die Sachsen, gegen Böhmen, in den Bayrischen Erbfolgekrieg und gegen Polen und ging 1806 auf den Sperlingsbergen bei Jena unter, als das junkerliche Preußen zerbrach. „Ei, du verdammter Larisch, du bist ja so barbarisch und quälst uns Tag und Nacht“, sangen die Grenadiere von ihrem letzten Kommandeur. Die Lücken, die dauernde Kriege auch unter der Spreewälder Bevölkerung entstehen ließen, mußten geschlossen werden, um dem Staat neue Rekruten und den königlichen Kassen neue Steuerzahler zu sichern. Aus diesem Grunde sandten die Preußenkönige Siedler, meist ausgediente Soldaten, nach dem Spreewald. So siedelte auch Friedrich II. 1765 nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges Kolonisten aus Sachsen, Schlesien, Böhmen, Österreich und Ungarn im heutigen Burg Kolonie an. Diese Ansiedler erhielten unentgeltlich je 18 Morgen Land unter der Bedingung, daß sie das bruchige Buschland urbar machten. Weder zum Anbau noch zur häuslichen Einrichtung erhielten sie irgendwelche Unterstützung. Die Folge war eine umfangreiche Verwüstung des Waldes, gegen die nicht nur die Ritterschaft, sondern auch der königliche Forstmeister protestierte, worauf Friedrich II. die kuriose Order gab: Nur noch derjenige habe das Ansiedlungsrecht (und damit verbunden Eigentum an Grund und Boden), der seine Wohnstätte im Walde errichte, ohne daß der königliche Forstbeamte es gewahr würde. Alle diese Siedler und Kolonisten gingen völlig in der einheimischen Bevölkerung auf. Schon die Kinder ihrer Söhne und Töchter wuchsen als Sorben heran und erlernten erst im Militärdienst die deutsche Sprache.

„Mein Vater“, erzählte uns ein Fährmann, „kam vor dem ersten Weltkrieg als Soldat nach Krossen an der Oder. Da hieß es morgens beim ersten Antreten: Polen und Wenden links 'raus. Siehst du, pflegte mein Vater zu sagen, da war ich sehr froh, daß ich Deutscher war. Die anderen erhielten eine ‚Sonderausbildung‘.“ In seinem Elternhause sei nur noch deutsch gesprochen worden, fügte der Fährmann hinzu. Sorbisch habe er erst wieder durch seine Frau gelernt, und sein Sohn solle zur sorbischen Oberschule nach Cottbus.

Mit welcher Systematik und Gründlichkeit der Kampf des bürgerlich-junkerlichen deutschen Staates gegen das sorbische Volkstum geführt wurde, läßt sich durch viele Beispiele belegen. Eine Verordnung des königlichen Konsistoriums der Provinz Schlesien vom 23. April 1885 (Nr. 4636) besagt: „Wir veranlassen die beteiligten Herren Geistlichen, künftig folgende Vorschriften genau zu beachten. 1. Der Konfirmanden-Unterricht ist in deutscher Sprache zu erteilen und die fremde nur insoweit, als die noch mangelnde deutsche Sprachkenntnis der Kinder es nötig macht, zu Hülfe zu nehmen. 2. Dasselbe gilt von den Jugendgottesdiensten und der Besprechung mit der konfirmierten Jugend. 3. Die Konfirmanden sind nicht nach der Sprache, sondern bei zu großer Zahl nach dem Geschlecht oder nach Jahrgängen zu teilen. Gezeichnet: Stolzmann.“

Fryco Rocha, ein niedersorbischer Dichter, schrieb in den Erinnerungen über seine Lehrtätigkeit in Tauer bei Peitz während der Jahre 1900 bis 1910: „Die Obrigkeit schaute mit aller Schärfe darauf, daß die Kinder in der deutschen Sprache vorankämen, aber auch darauf, daß nicht heimlich sorbisch unterrichtet würde. Bei einer Schulüberprüfung fragte mich der Landesinspektor, ob die Kinder auch wendisch könnten. Ich sagte, daß im Lehrplan nichts erlaubt sei. ‚Aber Sie sind doch wendischer Dichter?‘ – ‚Das ist mein Privatvergnügen.‘ – ‚Und warum dichten Sie nicht deutsch?‘ – ‚Sorbisch ist meine Muttersprache.‘ – ‚So. Aber trotzdem möchte ich Ihnen geraten haben, Ihre Gaben lieber in deutscher Sprache anzuwenden.‘ Verschiedene Inspektoren ermahnten, daß die Kinder auch draußen beim Spielen nicht wendisch sprechen und singen durften.“

In Dissen (Dešno) am Rande des Spreewaldes wirkte der sorbische Pfarrer Bogumił Šwjela. Sein Hauptwerk, eine Sammlung des noch vorhandenen Wortbestandes der niedersorbischen Sprache, wirkte in hervorragender Weise der Germanisierung entgegen. Šwjela, weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt und geachtet, war sowohl in der Weimarer Republik wie im Faschismus ständigen Verfolgungen ausgesetzt. Ein Verhandlungsprotokoll der Gestapo in Cottbus vom 16. Dezember 1937 enthält folgende Aussage Šwjelas: „Besonders scharf ist der damalige Schulrat Bock in Liegnitz gegen das Wendische vorgegangen. Er hat den Lehrern auf einer Konferenz gesagt, sie müssen helfen, das Wendische zu Grabe zu tragen. Den Lehrern wurden Prämien gegeben für erfolgreiche

Förderung des deutschen Unterrichts, die im Volksmunde ‚Totengräbergeld‘ genannt wurden. Als ich in Nochten war, bewies mir der dortige Kantor Bruck an Hand von Beispielen, daß die Höhe dieser Zulage mit dem Fortschreiten der Germanisation an den einzelnen Orten gleichen Schritt hielt.“

So sind die alten sorbischen Lieder im Spreewald fast verklungen, die wehmütigen, sehr melodischen, weichen Weisen. Es verging der sorbische Nationaltanz, der „Serbska reja“, und vieles andere, Unwiederbringliche. Mina Witkojc, eine Dichterin des Spreewaldes, in Burg 1893 geboren, unermüdlich und mit tiefer innerer Überzeugung für ihr Volkstum tätig, bis der Faschismus sie aus der Heimat vertrieb, rief in ihrem Gedichtband „Dolnoserbske basnje“ (Niedersorbische Gedichte, 1925) aus:

Nět wocuś, ty lud lubowany,	Nun wach auf, geliebtes Volk,
a njepuść, což Bog jo śi dał . . .	und gib nicht hin, was Gott dir gab . . .

\*

Durch die Burger Kaupen fließt die Grobliza (Groblica). Eschen und Erlen an ihrem Ufer schützen ein niedriges, schilfgedecktes Haus. Eine alte Bauersfrau in schwarzer Tracht sitzt auf einer Bank vor dem Fenster. Ihre arbeitsmüden Hände liegen auf den Knien, die wärmende Sonne tut ihr gut. In ihrer Nähe schnattert eine Gänseschar. Jenseits der Grobliza lockt ein Weizenfeld, langsam gleiten die Gänse ins Wasser. Die Bäuerin droht mit der Gerte und schilt, wie man zuweilen Kinder schelten muß, aber sie wartet geduldig, bis die Gänse, wenn auch widerwillig, den Rückzug antreten und das Ufer hinaufwatscheln. Wir helfen der alten Mutter, die Schnatternden auf den kleinen Hof zurückzutreiben, und sitzen dann mit ihr auf der besonnten Bank. „Starka“, ruft es von drinnen, „Starka!“ Aber die Großmutter hat zu erzählen begonnen, die Enkelinnen ziehen sich bescheiden zurück, als sie den Besuch bemerken.

„Von denen erst“, beginnt die Starka, „habe ich Deutsch gelernt. In der Schule und beim Pastor lernten wir nur Wendisch; ich lese heute noch jeden Sonntag in meinem wendischen Predigtbuch. Als der alte Pastor Koreng (Korjeńk) starb, kam ein deutscher Pastor. Da lernten die Kinder nur noch Deutsch, da wurde denn auch zu Hause immer mehr deutsch gesprochen, der Kinder wegen, damit sie es in der Schule nicht so schwer hatten. Damals fingen auch die Frauen an, sich umzukleiden und ‚deutsch zu gehen‘. Die Jungen kamen vom Militär zurück und sangen deutsche Lieder, die sie gelernt hatten, und wollten auch Mädchen, die ‚deutsch gingen‘. So haben nun viele keine Tracht mehr. Freilich, die wendischen

Sachen sind teuer, die deutschen sind einfacher und billiger. Aber so schön wie die alte Tracht ist keins von den neumodischen Kleidern.“

Achtzig Jahre Leben im Spreewald haben sich tief in das Gesicht der alten Bäuerin eingegraben. Ihre Worte und Gesten, alles an ihr ist von großer Einfachheit. Ihre guten Augen glänzen, als nun die Enkelinnen herauskommen. Rank und schlank sind sie alle, sie ähneln einander, auch in ihrem freundlichen Wesen. Nur die Sommersprossen scheinen nicht für alle ausgereicht zu haben, die Schlagfertigste von ihnen hat sie dafür in reichem Maße abgekriegt.

Hier in Burg Kauper blieb, wie uns die Mädchen erzählten, ein Rest der „Spinnte“, der Spinnstube, trotz aller polizeilichen und pastoralen Verfolgungen der Vergangenheit erhalten, als Zusammenkunft der unverlobten Mädchen. „Spinnte“ ist im Winter allwöchentlich einmal, aber die Mädchen spinnen nicht mehr, sie machen Handarbeiten. In Nachbardörfern, in Fehrow (Prjawoz), in Drachhausen (Ochoza), spinnt man noch immer. Und abends um zehn kommen die Burschen . . .

Gefeiert wird vor allem der „zapust“, das Fastnachtsfest. Hier herrscht allgemeine Ausgelassenheit beim Tanz und besonders beim Zampern (camprowanje). Teilweise in Tiergestalt verkleidete Jugendliche ziehen dabei von Hof zu Hof. Mit lustigen Versen bitten sie um Eier, Speck und andere Gaben. Das Fastnachtsfest dauert mehrere Tage. Ein Tag gehört den Verheirateten, die Männerfastnacht, an der alle Frauen in Tracht teilnehmen. Auch das Ostersingen ist noch Brauch. An den Sonntagen vor Ostern und am Karfreitag versammeln sich die Mädchen bei Sonnenuntergang und singen, und in der Osternacht singen sie vor den Häusern der Eltern und Freunde bis zum Morgen. Die Jungen brennen ein Osterfeuer ab. Osterwasser schöpft man allenthalben. Man muß es schweigend schöpfen, es ist lebenspendend und heilend und soll schön machen. Auch das Vieh im Stall wird damit bedacht. Es gibt viel Schabernack in dieser Frühlingsnacht, denn die Burschen bemühen sich weidlich, die Mädchen zu stören und das Schweigen zu brechen.

Natürlich werden auch andere Späße getrieben. Mädchen aus Heinersbrück (Most) erzählten uns eine kleine Episode: Weit und breit ist das Dörfchen, bis zu dem einst der Spreewald reichte, das einzige, in dem ein Storchenpaar auf dem Dach der Kirche nistet. Das war schon immer so. Doch in diesem Jahre nahmen die dörflichen Kirchenväter Anstoß an dem vogelweltlichen Treiben hoch oben auf dem Kirchendach. Sie ließen kurzerhand das Gestell entfernen, auf dem sich das Storchenpaar ein Nest gebaut hatte. Da ein vernünftiger Schabernack in der Osternacht nicht übelgenommen werden darf, korrigierten ein paar kletterkundige Burschen den engherzigen Beschluß. Am ersten Ostertag stand Vater Storch hoch oben auf dem spitzen Kirchendach auf einem neuen, ordentlichen

Unterbau für sein Nest und schaute gelassen auf die vielen vergnügten Augenpaare, die ihn begrüßten.

Ganz besonders ist das Osterfest ein Fest für die Kinder. In allen Dörfern gehen sie fein herausgeputzt in neuen Kleidern zu ihren Paten und holen sich das traditionelle Ostergeschenk: die Ostersemmel, bunte Ostereier, Pfefferkuchen und eine individuelle Kleinigkeit. In Lübbenau und an anderen Orten „waleien“ die Kinder mit Ostereiern. Auf dem flachen Gefälle einer langschenkigen, dreieckigen Fläche im Erdreich rollt das Ei, und der Spieler bemüht sich, es so zu lenken, daß er ein anderes schon darin befindliches Ei trifft. Jetzt aber, erfahren wir, bereiten Jungen und Mädchen das „Hahnenrupfen“ vor, aber was die Mädchen dabei vorhaben, verraten sie weder uns noch den Burschen.

\*

Die Nacht hat die Erde mit Tau getränkt. Am Morgen glitzern die Halme des reifen Getreides, und funkelnde Lichter legt die Sonne auf die sich neigenden Ähren. In abgemessenen Schwüngen führt der Bauer die Sense durchs Korn, rauschend legen sich die Halme. Die junge Bäuerin rafft und bündelt, Garben sammeln sich auf den Stoppeln. Da und dort reihen sich schon Getreidemandeln auf den schmalen Feldern. Zu hellen, satten Tupfen sind die goldgelben Flächen zusammenschmolzen.

Eine Krähenschar kommt von den Wiesen her, krächzend fallen die Vögel in die hohen Bäume, die ein Gehöft umstehen. Die Bäuerin hebt den Kopf. Ihr Blick geht zufrieden über das Ährenfeld und hin zu den schwarzrückigen Kündern feierlicher Gäste. „Da wird es Hochzeit geben“, ruft sie dem Manne zu, und sie nickt vielsagend zu dem Gehöft in den Wiesen. Der Bauer stoppt den Sensenschlag, mit dem Wetzstein fährt er über das metallene Blatt. Dann wendet er sich wieder dem Roggen zu, nur eine kurze Antwort hat er für die Frau: „Pjenjeze a mlode zowčo sebje wobglědaj, pjerwjej až je bjerjoš“, – Geld und Mädchen schau gut an, eh du es nimmst. Und rauschend fährt die Sense wieder durchs Korn.

Auf den Wiesen ist der Tau in die Graswurzeln gesickert, feiner Dunst hebt sich. Das Flirren, Schnarren und Summen der Insekten erfüllt die große Stille und zieht sich hinein in die Tiefe von Wiese und Busch. Ein Fasan schreit dicht neben uns. Vergeblich suchen wir ringsum. Vorsichtig gehen wir Schritt für Schritt, Grashüpfer fliehen in bizarren Sprüngen, empört erklingt der laute Ruf von neuem. Noch immer sehen wir nichts von dem stolzen Vogel. Sein spöttischer Ruf aber hallt weit in die Runde.

Wir gehen zurück ins Dorf. Aus einzelnen Gehöften treten Mädchen in festlicher Tracht und schreiten leichtfüßig mit schwingenden Röcken die grünen Pfade entlang. Die

„Spinnte“ (pšěza) versammelt sich auf dem Rechteck eines Hofes. Junge Burschen auf blankgeputzten und geschmückten Pferden reiten heran. Heute ist der lange erwartete Tag, die Jugend feiert das Fest des Hahnenrupfens (kokota lapas). An diesem Tage greifen alle Mädchen in die Truhen der Mütter, ohne die prachtvolle alte Tracht wäre der alte Erntebrauch für sie undenkbar. Blasmusik erklingt. Auf vielen Pfaden und Wegen wird es nun lebendig, jung und alt strömt zum Festplatz.

Die Spitze des Zuges gebührt den Mädchen. Die feinen Spitzen an den Flügeln der großen Hauben wehen, seidene Bänder, hellgetönte Schürzen glänzen und rauschen.

Hoch zu Roß folgen die jungen Männer in weißen Hemden und Reithosen. Selbstbewußt sitzen sie auf den Pferden. Aufgeregt begleiten Kinder den Zug, der sich ständig verlängert. Voran reitet der Anführer. Vom Pferd aus spricht er auf dem Festplatz den Dank für die reiche Ernte. Dann dankt er den Bauern und seinen Freunden für ihre Mühe bei der Vorbereitung des Festes.

In der Mitte des girlandenumwundenen Torbogens, der sich quer über den sandigen Fahrweg spannt, hängt der Hahn; Kopf und Flügel sind angeschnitten. Im Galopp reiten die Burschen durch das Tor, heben sich aus den Sätteln und versuchen, in vollem Ritt den Kopf oder einen Flügel des Hahnes herunterzureißen. Eine Bauernkapelle spielt, anfeuernde Rufe begleiten die Reiter. Gespannt verfolgt eine dichtgedrängte, fachkundige Menge jeden Ritt. Gelächter überschüttet den Reiter, dem es an Mut oder Übung mangelt. Ein Tusch verkündet den ersten Sieger. Stolz wirft der Reiter den Kopf des Hahnes in den Staub, zwei Mädchen bekränzen Mann und Roß mit Eichenlaub. Errötend drücken sie dem Sieger die Hand. Und weiter galoppieren die Reiter. Das Volksfest ist in vollem Gange. Das ganze Dorf hat sich zu diesem Schauspiel versammelt. Zurufe übertönen die Musik, Kinder laben sich an Eiswaffeln, Tanten tätscheln Neffen und Nichten, aufmerksame Augen verfolgen das Treiben der Mädchen, Dorfklatsch macht die Runde.

Auch die Mädchen machen Wettspiele. Zuweilen üben sie den alten Brauch des Hahenschlagens. Drei tönerner Töpfe ersetzen den Hahn. Mit verbundenen Augen steht das Mädchen im Kreis, den geschmückten Dreschflegel in der Hand. Wenn nach tastenden Schritten ein Fehlschlag Staub aufwirbelt, gibt es Gelächter und Gekreisch, ein Tusch verkündet den Erfolg. Dreimal werden die Mädchen im Kreis gedreht, um die Orientierung zu erschweren, drei Schläge darf jede tun, drei Siegerinnen werden ermittelt. Uralt ist die Heiligkeit der Dreizahl.

Auch das Hahnenrupfen wurzelt tief in der Vergangenheit. Der Geist des Wachstums verkörpert sich im Hahn. Der gewaltsame Tod des Hahnes symbolisiert den Wunsch, daß sich die Altersschwäche des Wachstumsgeistes nicht auf die Natur übertragen möge.



Am Ende wird der Hahn, der Kopf und Flügel verloren hat, versteigert. Der Festzug, voran die Siegerinnen und Sieger, zieht mit klingendem Spiel nach der Schenke. Von weit her strömen noch mehr Jungen und Mädchen, Tanzmusik dröhnt bis tief in die Nacht. So feiert die Jugend in Burg Kauper das Erntefest, laut und unbekümmert, gesund und fröhlich.

\*

Im Morgendämmern nehmen wir Abschied vom stillen Spreewald. Ein Pärchen huscht den schummrigen Pfad entlang. Ein Lied erklingt in den Morgen, sich entfernend verebbt der Gesang in den Wiesenrunden. Zaghafte beginnen die ersten Vögel zu zirpen. Frühe Nebel steigen über den alten Burgwall, der einst der größte und mächtigste der Wälle ringsum war. Stoppelfelder laufen von den Hängen des alten Walles herab, grau vom Tau. Aus den einsamen Gehöften der sandigen Wilischtscha steigt der Frührauch. Es knarrt der Ziehbalken eines Brunnens.

Der Morgenhimmel gießt rötliches Licht über die weit ausladenden Zweige einer alten Linde. Schön wie der Spreewald selbst ist der Baum, urwüchsig steht er am Fluß und spiegelt sich in den Wellen. Und die Wasser gleiten vorüber, immerfort spiegeln sie das Bleibende, die Schönheit des Spreewaldes.

Still fließt die Spree. Still ist ihr Land. Reich an Eigenart sind die Menschen, die an ihren Ufern wohnen. Was in Jahrtausenden wuchs, lebt heute noch in Bräuchen, Sitten und ungeschriebenen Gesetzen. Die Fülle bunter Gestalten, die sorbische Sagen und Märchen bevölkern, sie ist gegenwärtig im Denken des Spreewälders, in seinem Reden und Handeln. Das Erbe der Vergangenheit prägt auch das heutige Bild des Menschen im Spreewald, es klingt im Lied und im Spiel der neuen sorbischen Jugend, es pulsiert in ihren lebensfrohen Tänzen.

So sind der Spreewald und seine Menschen farbige Gestalt im Reigen der deutschen Landschaften, Sitten und Trachten. Das Spreewälder Blockhaus ist mit dem spitzgiebligen Bauernhaus Niedersachsens, dem hessischen Fachwerk und dem schiefgedeckten Haus des Erzgebirglers Teil eines Ganzen – der wasserdurchfurchte Spreewald gehört zu Deutschland wie das bergige Oberbayern und der Felsen von Helgoland.



BILDTEIL





1

Weit verstreut liegen im Spreewald viele Einzelgehöfte auf den „Kaupen“, geringen Erhöhungen im feuchten Unterland



Märzensonne taut das Eis, das oft im Winter den überschwemmten Wiesenspreewald bedeckt



3

Langsam verläuft sich das Wasser, das die Wiesen im Herbst überflutete



Der Spreewaldbauer kann jetzt wieder mit dem Kahn zu seinen Heuschobern fahren.  
Im Innern des Spreewaldes sind Wasserwege die einzigen Verkehrsmöglichkeiten





5

Der flache Spreewaldkahn ist das althergebrachte Verkehrsmittel



Vorfrühling im Spreewald. Die Straße von Byhleguhre (Běla Gora)  
nach Burg (Borkowy) durchschneidet den östlichen Teil des Spreewaldes





Ostersingen. In den sorbischen Dörfern der Niederlausitz sind noch heute viele alte Sitten und Gebräuche lebendig





Um die Osterzeit blühen die gelben Sumpfdotterblumen





Am Fußweg von Lübbenau (Lubnjow) nach Leipe (Lipje) schmücken sich die Erlen







Die Maschinen-und-Traktoren-Stationen erleichtern den Spreewälder Bauern die Frühjahrsbestellung

Die kleinen Äcker am Rande der Flicke müssen oft noch mit dem Spaten umgegraben werden





Mit viel Liebe und Eifer mühen sich die Spreewälder um die neue Saat





Zur Zeit der Feldbestellung ist jung und alt auf dem Acker



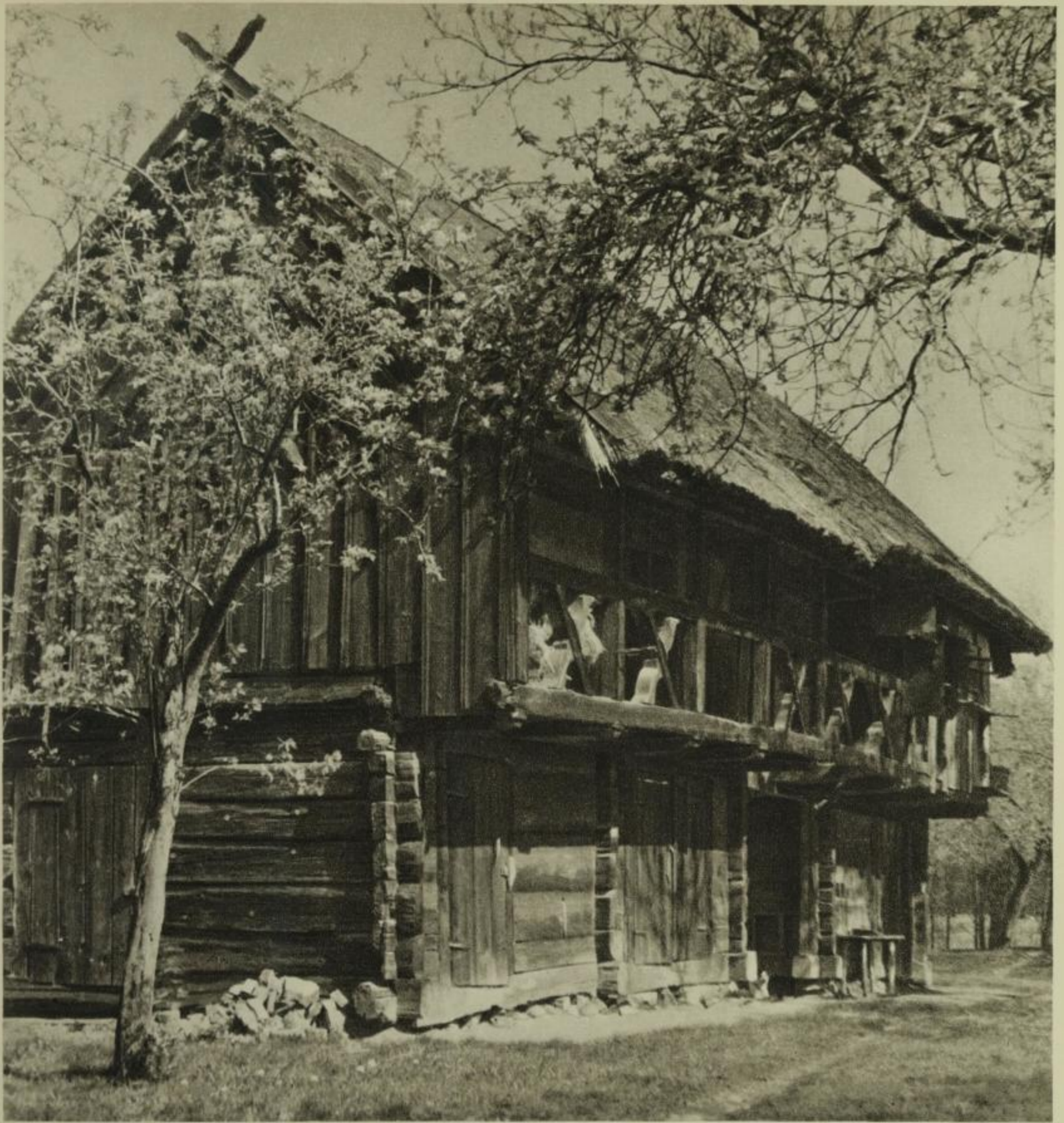


Jungpflanzen für den ausgedehnten Gemüsebau











In Dlugi (Dlugi) am Rande des Spreewaldes steht noch ein altes Umgebäudehaus

Ein Blockhaus in Burg Kauper (Kuparska gmejna).

Die Häuser haben keinen Keller. Der vorgezogene Teil dient als Vorratskammer





Wasser aus dem Fließ





Spreewaldhaus in Leipe (Lipje) . . .

. . . und in Lehde (Lědy)







Die Gehöfte an den Fließen haben kleine Häfen . . .





„Dorfstraße“ in Leipe . . .





Fischkästen am Wasserweg

Der „Milchkahn“ verkehrt täglich





Jeden Tag holt der Spreewaldbauer mit dem Kahn das Grünfutter







Mit dem Kahn transportiert der Spreewälder das schlachtreife Vieh





Vom Kahn aus spült die Spreewälderin die Wäsche







Die Seerosen blühen

Weißer Blüten in den stillen Gräben



Die gelbe Teichrose







Kalla





Paddelgäste





Weithin leuchten die Wiesen, wenn der Žoruz, der Wiesenhahnenfuß, blüht

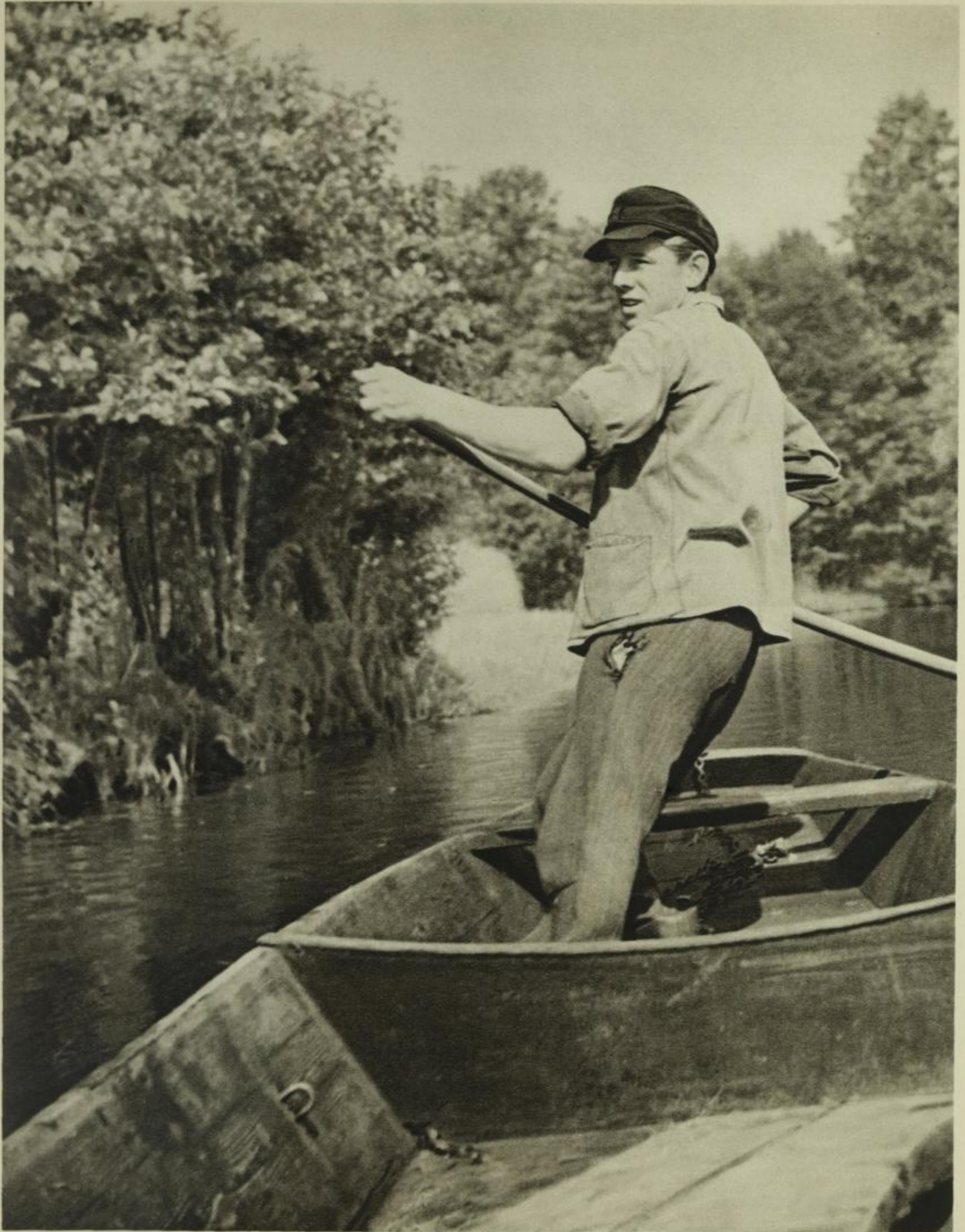




Kurze Rast

Kahnfahren erfordert Geschicklichkeit und Kraft







Ein starker Helfer wird zur Heumahd herangebracht





Junge Spreewälder wurden Traktoristen





Zu Schobern türmt sich das frische Heu. Mindestens zweimal im Jahr werden die Spreewaldwiesen gemäht





Spreewaldbauer aus Neu Zauche (Nowa Niwa)









... und sie zehn Jahre alt

Mädchen aus Burg. Sie ist zwanzig ...







Tracht aus Fehrow (Prjawoz)





„Schluppenzwiebeln“ werden gebündelt

Ein Acker mit Samenzwiebeln







Die Zwiebel ist eines der Hauptprodukte des Gemüsebaus im Spreewald.  
Marktfertig gebündelt werden sie zur Stadt gebracht







Blick auf Lübbenau

Lübbenau (Lubnjow), das Tor zum Spreewald



Schloß Lübbenau. Auf dem ehemaligen Herrschaftssitz des Grafen zu Lynar  
erholen sich jetzt tuberkulosegefährdete Kinder





Eine Kahnbauerei in Lübbenau Kauper. Der Kahnbau erfordert viel Handarbeit



Die Längsseiten des Kahnes werden mit Feuer und Wasser gebogen.  
Aus starkem, kernigem Kiefernholz entsteht der Spreewaldkahn





Die handwerkliche Kunst des Kahnbaues besteht darin, das richtige Verhältnis der Spitzen- und Steuerhöhe zur Seitenhöhe des Kahnnes herzustellen





Viele Wasserwege führen durch den Spreewald . . .





In stillem Wasser . . .





Aus dem Waldesdunkel führen die Fließe in offene Wiesenlandschaften







Sommer . . .





Zur schnellen Ableitung von Hochwasser wurden im Spreewald schon früh Kanäle angelegt, doch baumlos und eintönig sind noch heute die Ufer

88

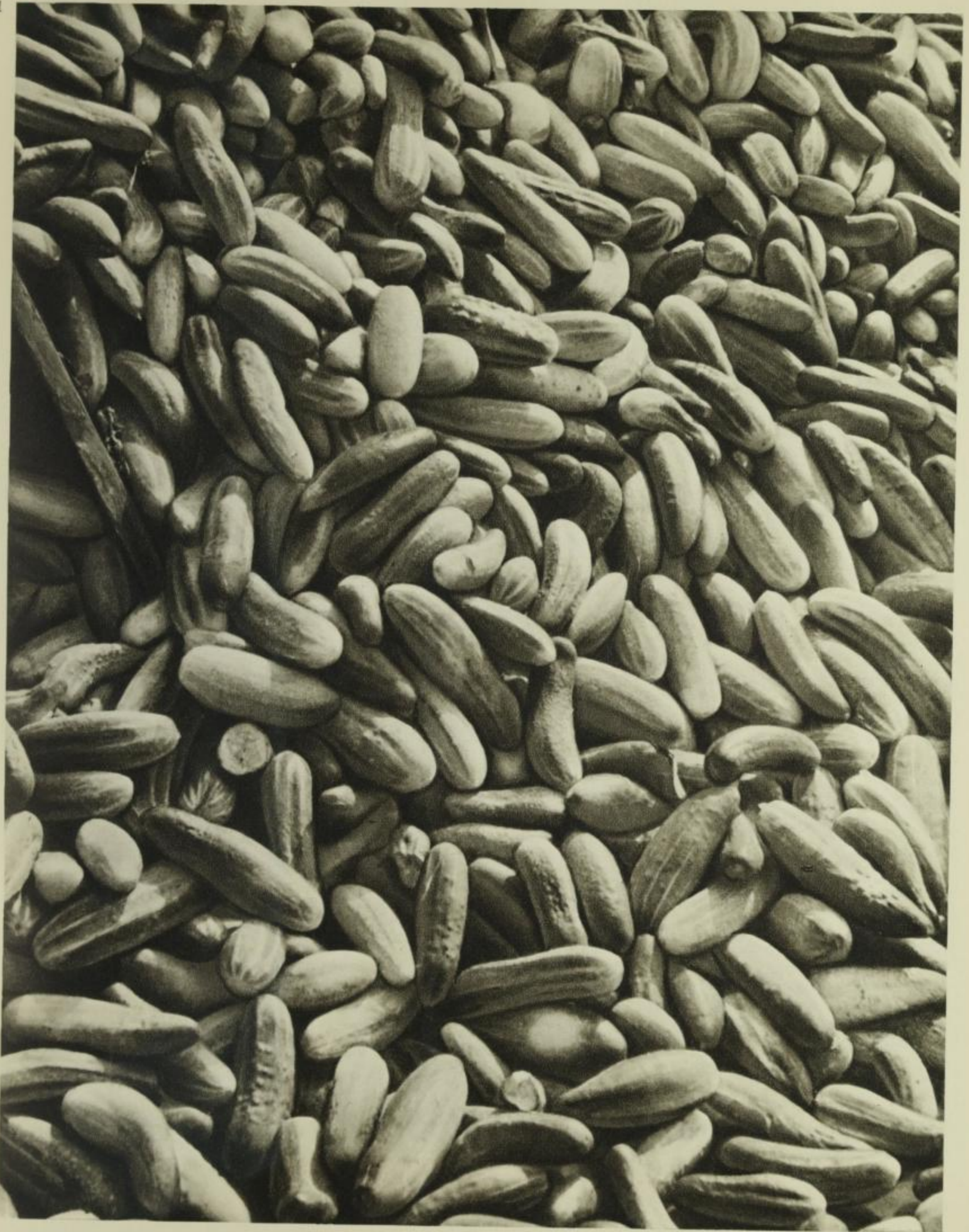
Charakteristisch für den Spreewald ist seine hohe Luftfeuchtigkeit. Schöner Wolkenhimmel erfreut oft den Naturfreund





Wenn die Gurkenzeit kommt, haben alle Hände zu tun

Reicher Segen





Erntezeit. Gemüse . . .







Reife Früchte . . .





Ein uralter sorbischer Erntebrauch, das Hahnenrupfen. Wer den Kopf des Hahnes ergreifen kann . . .





Der Sieger . . .

. . . und eine, die ihm zusah





Am Rande des Volksfestes. Die Jüngeren . . .









Eine sorbische Hochzeit in Burg Kauper. Nach altem Brauch verabschiedet der „pobrats“ das Hochzeitspaar

Alte Spreewälder Bäuerin





Mädchen einer Kulturgruppe der sorbischen Oberschule in Cottbus. Der Lehrplan dieser Schule gleicht dem der deutschen Oberschule. Die Unterrichtssprache der oberen Klassen und zugleich Lehrfach ist Niedersorbisch



Der Schloßberg in Burg, ein sagenumwobener Wall aus der Frühzeit.  
Reiche archäologische Funde wurden hier gemacht





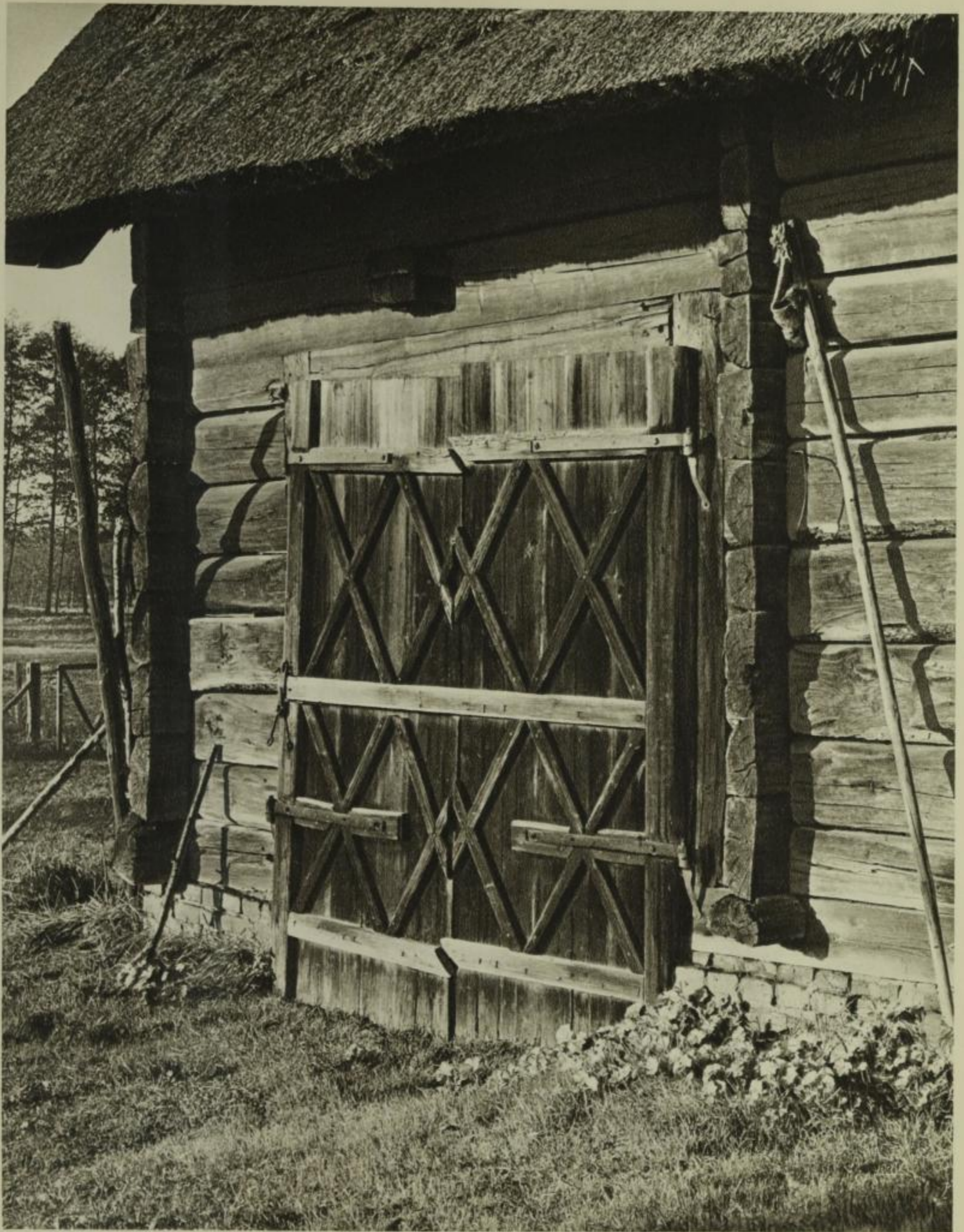
Gehöft in Burg Kauper





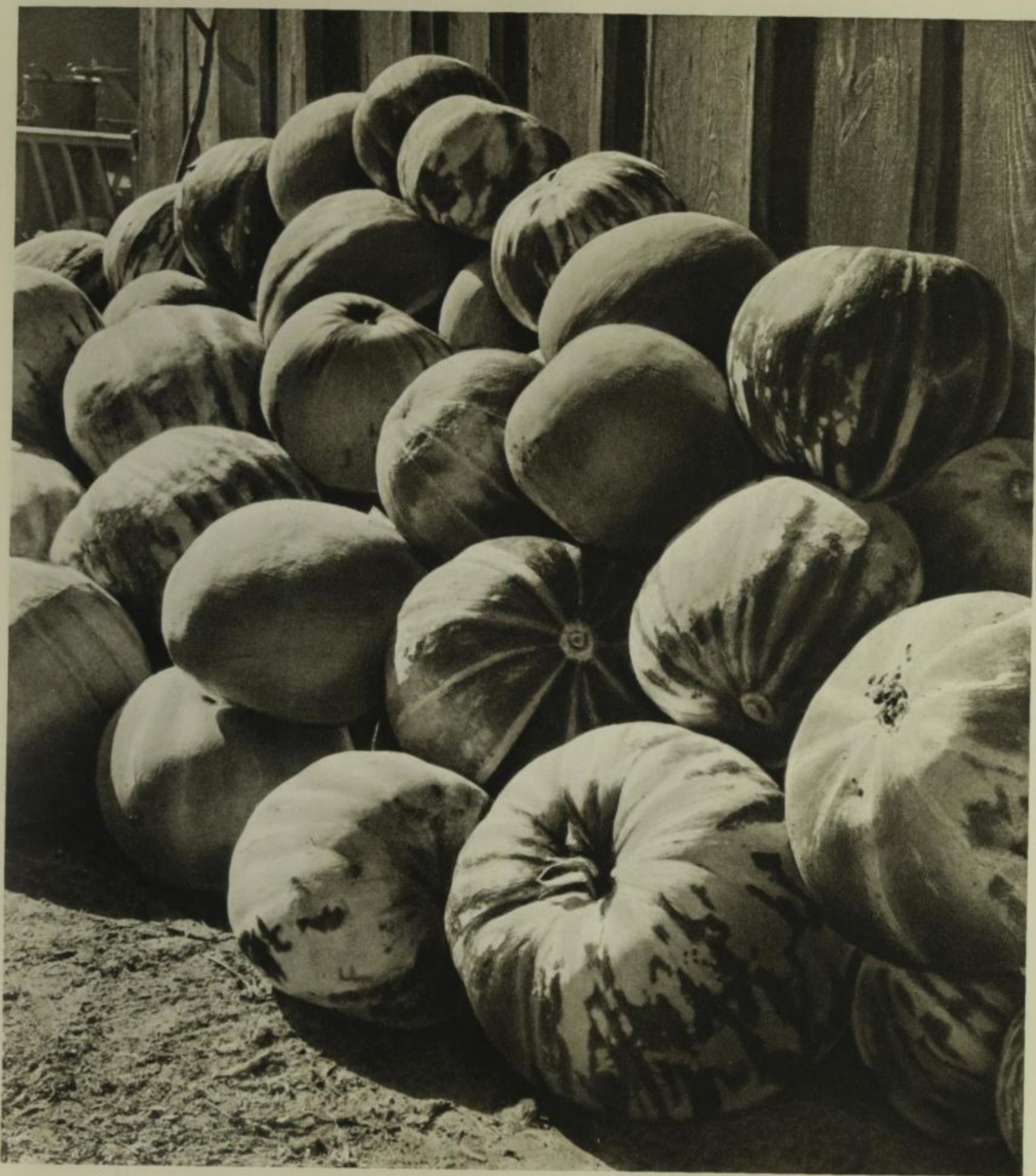


Manche alte Haustür zeugt von alter Kunstfertigkeit





Bäuerin aus Burg Kauper





Spätsommer





Die Tage werden kürzer







Fließe und Wege werden stiller







121

Alte Scheune

Reiche Ernte



Die ersten Frühfröste





Herbstlich leuchten die Kastanien . . .







Tiefe Stille





Die Spree tritt über die Ufer und überflutet die Wiesen





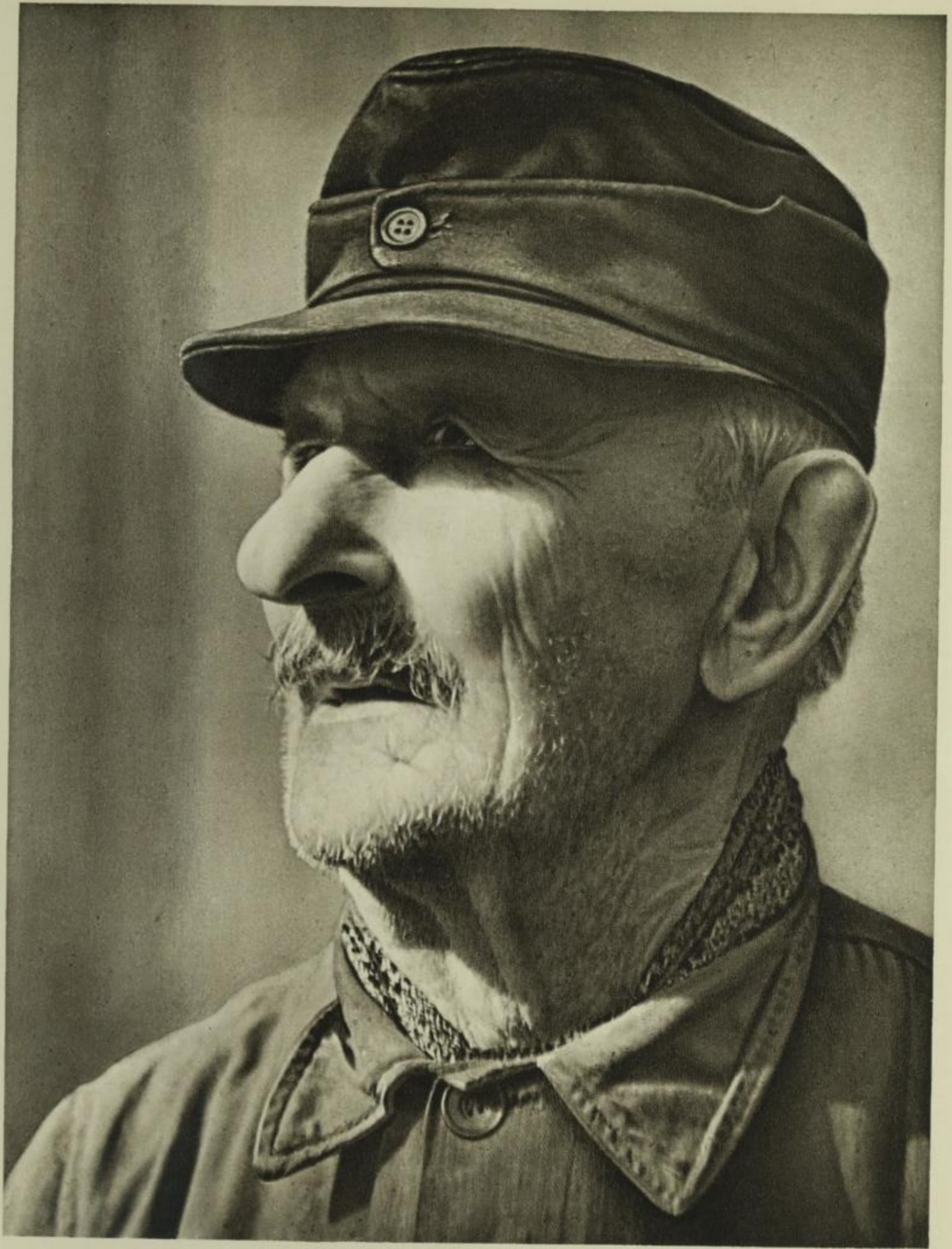
Der winterliche Spreewald . . .



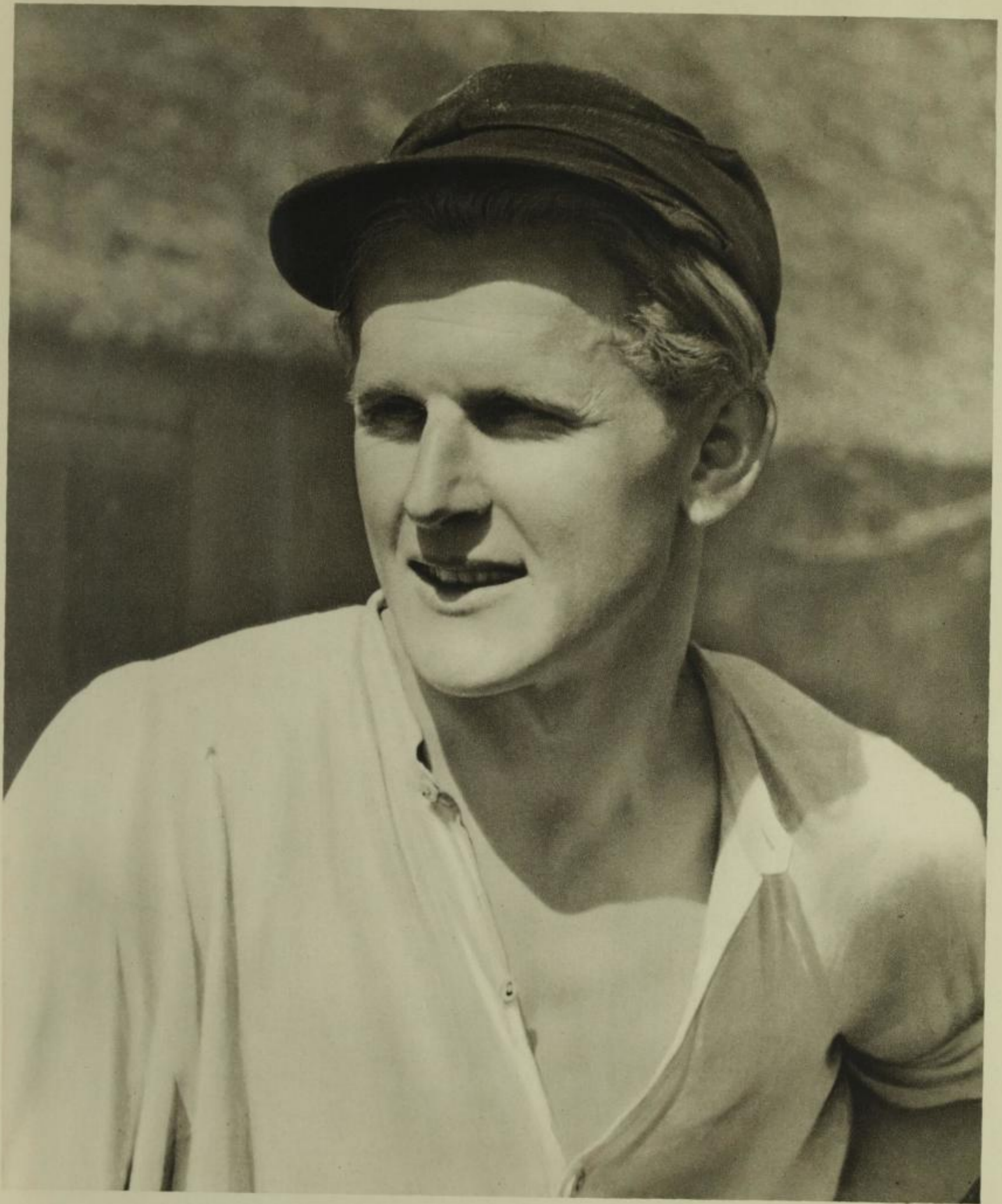


Die „Starka“











Sorbische Jugend bei einer Veranstaltung der Domowina

37.8° 32  
28.8° 2791<sup>a</sup>







SACHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0055900